

Chain Reaction

Ohne Gerechtigkeit
kein Friede



Liebe Leserinnen und Leser!

wer an das Heilige Land denkt, an die Menschen in Israel und Palästina, der wird – wie ich – oft unendlich traurig sein. Traurig darüber, dass die Menschen auf beiden Seiten nicht in Ruhe, Sicherheit, Frieden und in gerechten und guten sozialen Verhältnissen leben können.

Ich freue mich über alle Mitchristen, die darüber nicht nur traurig sind, sondern sich engagieren, um zum Frieden im Nahen Osten beizutragen. Denn Israelis wie Palästinenser sind wie alle Menschen Ebenbilder Gottes. Der Glaube an den Gott, den Jesus Christus als seinen Vater angerufen hat, macht uns zu Geschwistern der (israelischen) Juden, der christliche Glaube zu Geschwistern der (arabischen) Christen. Diese drei Beziehungslinien zu Christen, Juden und Mitmenschen allgemein sind zwar unterschiedlich, aber in jedem Fall gleichwertig.

So fand ich die Initiative des Ökumenischen Rates der Kirchen im Jahr 2002 sehr begrüßenswert, die auf die dringende Bitte der christlichen Kirchen in Jerusalem reagierte und das Ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel ins Leben rief. Die Freiwilligen des Programms haben seitdem viel Gutes und Sinnvolles im Heiligen Land geleistet. Sie geben Palästinensern einen gewissen Schutz durch ihre Anwesenheit an Checkpoints und bei anderen schwierigen Situationen, sie dokumentieren es, wenn sie meinen, Zeugen von Menschenrechtsverletzungen geworden zu sein, und sie berichten in ihren Heimatländern.

Allerdings fragte ich von Anfang an: Lassen sich so wirklich Menschen auf beiden Seiten begleiten? Wo kann in Israel Menschen in dieser Weise beigestanden werden? Wo gibt es dort Menschen, die solch eine Anwesenheit überhaupt wünschen?

Und wenn die Aktivitäten sich auf Palästina beschränken – und sie scheinen dort sehr sinnvoll zu sein – wie kann man verhindern, dass die Freiwilligen nur die palästinensische Sichtweise mitbekommen? Wie kann ihnen vermittelt werden, unter welchen Ängsten die Menschen in Israel leben? Ganz sicher sind es zur Zeit die Palästinenser, die stärker leiden unter fehlender Bewegungsfreiheit, unter Arbeitsplatzmangel, ja auch unter Hunger und Not, und die durch den Verlauf der Trennungsanlage in ihren Rechten stark beschränkt sind. Die außerdem immer wieder spüren müssen, dass sie in einem besetzten Land leben.

Jede einseitige Stellungnahme, die nicht berücksichtigt, aufgrund welcher Erfahrungen viele Israelis so wenig bereit sind, den Palästinensern entgegenzukommen, nützt aber für einen endgültigen Frieden überhaupt nichts. Denn dieser muss von beiden Seiten gewollt und erarbeitet werden.

Wir, Christen und Kirchen in Deutschland, stehen darum in der Verantwortung, im Konflikt zwischen dem Staat Israel und dem palästinensischen Volk zur Sprache zu bringen, wo humanitäres Völkerrecht oder Menschenrechte auf beiden Seiten systematisch verletzt werden.

Ich freue mich, wenn es gelingt, durch die Vorbereitung, die Begleitung und die Nachbereitung der Freiwilligen dieses Ziel zu erreichen, und danke allen, die sich für Frieden und Verständigung im Heiligen Land gewaltlos einsetzen.



Dr. Johannes Friedrich
Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche
in Bayern

Inhalt

- 05 Gaza – Die Welt ist eingestürzt**
Kerstin Gollembiewski
- 07 „Betet nicht nur für Frieden – kommt!“,
Das ökumenische Begleitprogramm in Palästina
und Israel (EAPPI) 2009**
Christiane Gerstetter/Rudolf Hinz
- 10 Gemeinsam Hoffnung wecken – Rabbiner
für Menschenrechte**
Rabbi Arik Ascherman
- 12 EAPPI: „Ohne Partner gäbe es uns nicht.“**
Christiane Gerstetter/Christian Kercher
- 16 Landnahme – der Kern des Konflikts**
Rudolf Hinz
- 19 Yanoun – die Hügel sind tabu**
Gottfried Kraatz
- 21 Jbarah – gefangen im eigenen Dorf**
Iris Bildhauer
- 23 Bethlehems Checkpoint am Sonntagmorgen**
Martin Rambow
- 26 „Bist du verheiratet?“ –
Besuch im Flüchtlingslager Tulkarem**
Sapna Joshi
- 28 Izbat at-Tabib – Machtdemonstration durch Zerstörung**
Götz Schindler
- 30 Hebron: Siedlergewalt mitten in der Stadt**
Susanne Baberg
- 32 Jayyous – Chronik eines Armeeeüberfalls**
Cindy Zahnd
- 34 Brücken bauen – das Projekt Tent of Nations**
Brigitta Schmitt
- 36 Abschied von Jayyous**
Kerstin Gollembiewski
- 38 Aus persönlicher Erfahrung –
Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland**
Manfred Fritsch/Christoph Gocke
- 40 Aktiv werden für Frieden im Nahen Osten**
- 41 Das deutsche EAPPI-Netzwerk**
- 42 Informationen über einen EAPPI-Einsatz**

**Ausgabe
zum Kirchentag 2009**

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie halten die zweite deutsche Ausgabe der Chain Reaction in den Händen. Chain Reaction – Kettenreaktion – heißt das auf Englisch erscheinende Magazin des Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel des Weltkirchenrates (EAPPI). Diese Ausgabe erscheint als Beitrag zum Evangelischen Kirchentag in Bremen. Mensch, wo bist Du? steht als Frage aus der Geschichte des Sündenfalls (1. Mose 3,9) über diesem Kirchentag.

Wir, ehemalige EAPPI-Mitglieder, die sich zu einem Netzwerk zusammen geschlossen haben, hören diese Frage als eine direkt an uns gerichtete Herausforderung. Wir möchten mit diesem Heft, auf den Nahostkonflikt, seine Ursachen und schrecklichen Auswirkungen aufmerksam machen. Die Lage im Heiligen Land hat sich in den letzten Jahren weiter verschlechtert: vor allem durch den Bau der Trennungsanlage, die Machtübernahme durch die Hamas im Gaza-Streifen und den Gaza-Krieg zum Jahreswechsel 2008/2009.

Es ist für alle Menschen, die in Palästina und Israel militärischer Gewalt und terroristischen Anschlägen ausgesetzt sind, ein wichtiges Zeichen der Solidarität, dass internationale Friedens- und Menschenrechtsbewegungen im Land aktiv sind, die in enger Zusammenarbeit mit lokalen Friedensgruppen ihren Beitrag zu einem gerechten Frieden leisten. Zu diesem Netzwerk gehören die ökumenischen BegleiterInnen, die von Deutschland aus für drei oder sechs Monate nach Palästina und Israel entsandt werden.

Die BegleiterInnen beschreiben in diesem Heft Situationen und Ereignisse, die sie selbst erlebt haben und die für viele vergleichbare Situationen und Orte typisch sind. Die Berichte zeigen, wie tief der Konflikt in das Leben der Menschen eingreift und wie wichtig es ist, dass das durch ihn verursachte Leid von anderen wahrgenommen und mit getragen wird. Deutlich ist, dass wir nur kleine Schritte tun können – in der Hoffnung, dass viele Menschen sich anschließen.

Gerade in der gegenwärtigen politischen Situation – nach den jüngsten Parlamentswahlen in Israel und den schweren Spannungen innerhalb der palästinensischen Bevölkerung – kommt es darauf an, dass die Kräfte auf beiden Seiten gestärkt werden, die gewaltlos für einen gerechten Frieden kämpfen.

Wir möchten Sie mit diesem Heft auch bitten, zu überlegen, ob Sie selbst an dem Programm als ökumenischeR BegleiterIn teilnehmen können, oder jemanden kennen, die oder der dafür angesprochen werden könnte.

Falls Sie Fragen an uns als Netzwerk haben oder jemanden aus dem Netzwerk zu einem Vortrag einladen möchten – wir freuen uns, wenn Sie mit uns in Kontakt treten! Adressen finden Sie am Ende dieser Ausgabe.

Wir wünschen Frieden – Salaam auf Arabisch und Shalom auf Hebräisch!


Christiane Gerstetter


Christoph Gocke


Rudolf Hinz


Christian Kercher

Gaza – die Welt ist eingestürzt

Ich erinnere mich nur zu gut an den Tag, an dem alles begann. Es war der 27. Dezember 2008, ein Samstag, die Sonne schien, und ich freute mich auf den Tag.

Am Vorabend hatte ich mit Mohammad* telefoniert, einem Freund aus Jayyous. Wir hatten uns eigentlich schon vor Weihnachten treffen wollen, doch gab es wie immer viel zu tun, und er musste in Ramallah bleiben um zu arbeiten.

Nun sagte er zu mir: „Morgen komme ich nach Jayyous, egal was passiert!“ Zwölf Stunden später begann die israelische Armee ihre Operation „Gegossenes Blei“ im Gaza-Streifen.

Ich kann jetzt nicht gehen

Am Abend saß ich mit Mohammad und seiner Familie vor dem Fernseher. Ich begann, das Ausmaß der israelischen Militäraktion zu begreifen. Fing an, den Schmerz der Menschen, in deren Mitte ich lebte, zu spüren – einmal mehr. Nur, dass der Schmerz diesmal unvergleichbar größer war.

Als ich später nach Hause ging, waren die Straßen in Jayyous ungewohnt leer. Es war stiller als sonst. Ich wusste nur eins: dass ich jetzt nicht gehen konnte. Die Befürchtung des Koordinations-Teams in Jerusalem, dass es zu Ausschreitungen im Westjordanland kommen könnte und somit die Sorge

um unsere Sicherheit, waren in einem Telefonat am Morgen sehr deutlich geworden. Doch jetzt, in dieser Situation, meine Koffer zu packen, war für mich undenkbar. In den folgenden Tagen etablierte sich das neue Leben. Ein Leben bestimmt von der Aktualisierung der Anzahl an Todesopfern.

Schreiben statt Schreien

Ein Leben, in dem es kein „Mir geht es gut“ mehr gab. In dem meine erste Tat – noch schlaftrunken vom Bett aus – das Hochfahren des Computers war, um im Internet Nachrichten zu lesen. Und in dem jede Möglichkeit bei Naim, der einen Fernseher in seinem Laden hat, Halt zu machen, genutzt wurde, ebenfalls zum Nachrichtenschauen, aber auch, um die eigene Betroffenheit mit den Menschen zu teilen.

Ein Leben, das keine Gefühle außerhalb der Trauer um die Menschen im Gaza-Streifen mehr kannte. Und ausgefüllt war, mit dem immensen Gefühl, hilf- und nutzlos zu sein. Eine Woche später ging Israel zur Bodenoffensive über. Am Sonntagabend sitze ich vor unserem Haus, meine Gefühle erdrücken mich, ich würde gerne schreien. Ich fange an zu schreiben, denn der Drang etwas tun zu müssen, jemanden erreichen zu müssen, damit die Angriffe beendet werden, ist überwältigend.



Blick durch die Trennungsanlage auf Tel Aviv und das Mittelmeer | Foto: C. Gocke

Kinder gegen Kinder

Dabei sind es nicht einmal die täglichen Bilder aus dem Gaza-Streifen. Diese machen betroffen, berühren. Doch mit der Flut der täglichen Katastrophen haben wir wohl umzugehen gelernt. Wenn sie denn weit genug weg sind. Vielleicht ist dies der Grund dafür, dass das Schicksal der 1,5 Millionen Menschen im Gaza-Streifen die Außenwelt nicht sonderlich zu interessieren scheint.

Und auch die Ereignisse in meiner unmittelbaren Umgebung im Westjordanland sind nicht die Ursache für diese Schwere in mir. Denn auch an die tägliche Präsenz des Militärs in Jayyous, an Soldaten, selbst noch Kinder, die ihren Anweisungen folgend oder manchmal vielleicht auch nur aus Langeweile, ins Dorf kommen, habe ich mich gewöhnt. Und an die Tatsache, dass Demonstranten mit scharfer Munition begegnet wird. Kinder mit Steinen gegen Kinder mit einer M16. In Qalqiliya, dem nächstgrößeren Ort, hat dies gestern einen 20-jährigen sein Leben gekostet. Der vierte Tote in dieser Woche im Westjordanland, also nicht ganz so häufig und dennoch schon fast normaler Bestandteil des Alltags.

Den Schmerz teilen

Und trotzdem finde ich einzig in den Protesten gegen die Gaza-Angriffe momentan so etwas wie eine innere Ruhe, kann ich die Schwere in mir ertragen. Denn was mich innerlich

zerreißt, ist der Schmerz in den Menschen, die mich umgeben. Und das einzige, was ich tun kann, ist bei diesen Menschen zu sein. Mit ihnen zu reden. Ihren Schmerz zu teilen. Ein Schmerz, der auf keinem Bild festzuhalten ist. Und mit Worten nur schwer zu erklären. Der so allumfassend ist, dass er sich wie ein unsichtbarer Schleier über das legt, was einmal ein fast normales Leben war. Der nun jeglichen Ansatz von Normalität unmöglich macht.

„Warum ist das Leben eines Israeli mehr wert als das eines Palästinensers?“

Sicher, die Menschen hier haben zu essen und zu trinken. Ein Dach über dem Kopf. Einige vielleicht auch eine gute Arbeit. Wie Hussam*, ein Freund aus Jayyous, der vor zwei Tagen eine neue Stelle an der Universität in Bir Zeit angetreten hat – ein Job, von dem er lange träumte. Doch jetzt kann ich seine Stimme kaum noch hören am Telefon. Jedes Wort scheint eine Anstrengung zu sein.

Wir haben viel gescherzt, uns gegenseitig aufgezogen, viele wundervolle Gespräche geführt – früher. Doch seit einer Woche ist nichts mehr, wie es war. Ich merke, wie ich unbewusst unterteile, in vorher und nachher. Die Welt ist eingestürzt. Nur merkt das niemand. Es ist zu weit weg.

Heute Morgen sprach ich mit einer palästinensischen Freundin. Sie erzählte mir von ihrem gestrigen Besuch

an der Schule in Aqraba, etwas weiter im Norden des Westjordanlands. Von den Fragen der Kinder: „Warum ist das Leben eines Israeli mehr wert als das eines Palästinensers?“ – „Warum sind wir seit so vielen Jahren besetzt?“ – „Warum dürfen wir keinen Widerstand dagegen leisten?“ – „Warum hilft uns niemand?“ Ja, warum?

Kerstin Gollembiewski



Kerstin Gollembiewski (37) ist gelernte Schifffahrts-Kauffrau, zuletzt im Rahmen der Entwicklungs-Zusammenarbeit in Ruanda tätig.

Die Hamburgerin war von November 2008 bis Januar 2009 für Peace Watch Switzerland in Jayyous, Westbank, und bildet sich nun zur „Peace and Conflict Consultant“ weiter.

„Betet nicht nur für Frieden – kommt!“

Das ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel (EAPPI) 2009

Als das „Ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel“ (EAPPI) auf Bitten der Kirchen Palästinas im Jahre 2002 begonnen wurde, war die Wiederbesetzung der palästinensischen Autonomiegebiete im Westjordanland und in Gaza im Zuge der Militäroperation „Defensive Shield“ in vollem Gange. Die Regierung Israels antwortete mit dieser Militäraktion auf die sich häufenden Selbstmordattentate von Palästinensern in Israel.

Die Bezeichnung „Begleitprogramm“ sollte zum Ausdruck bringen, dass es um mehr als eine Beobachtung der Lage in Palästina und Israel ging. Menschen sollten begleitet werden in einer Situation, die ihr Leben immer schwieriger machte. Damit verband sich die Hoffnung, dass die regelmäßigen Berichte der EAPPI-Teams dazu beitragen würden, die Weltöffentlichkeit auf die verzweifelte Lage der Palästinenser aufmerksam zu machen. Durch ihre Präsenz an Brennpunkten des Geschehens sollten die ökumenischen BegleiterInnen (EAs) auch dabei helfen, Übergriffe des israelischen Sicherheitsapparates auf die Zivilbevölkerung vermindern zu helfen.

Leben unter Palästinensern und Israelis

Das Programm, das vom Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) getragen wird und offen für Christen aller Bekenntnisse ist, ist Teil der „Dekade zur Überwindung der Gewalt“ mit der Hauptforderung: „Beendet die Besatzung des Westjordanlands und von Gaza!“ Die zentrale Richtschnur der Gewaltfreiheit gilt nicht nur für die EAs, sondern auch für die Auswahl der Partnerorganisationen.

Das Programm war zunächst auf drei Jahre begrenzt, läuft aber bis heute weiter. In diesem Zeitraum haben mehr als 500 EAs ihren drei- bis sechsmonatigen Dienst im Lande geleistet. Viele kamen aus Europa, andere aus Nordamerika und Südafrika. Alle werden von Kirchen oder Friedensorganisationen in ihren jeweiligen Heimatländern entsandt.

Eingesetzt werden sie in Absprache mit lokalen Organisationen und Kirchen dort, wo ihre Anwesenheit besonders sinnvoll ist: Die Teams von EAPPI leben in den Orten, die Übergriffen

milanter Siedler ausgesetzt sind wie Yanoun. Sie wohnen mitten in Hebron, in dessen Altstadt sich immer mehr Siedler an palästinensischem Eigentum vergreifen. Sie arbeiten direkt neben der Sperranlage bei Jayyous, die palästinensische Bauern von ihrem eigenen Land abschneidet und in Bethlehem und Tulkarem, die zu eingezäunten großen städtischen Gefängnissen geworden sind. Das Team in Jerusalem ist besonders für die Zusammenarbeit mit Gruppen der israelischen Friedensbewegung zuständig.

Die Lage wird schlechter

Im Gegensatz zu anderen Ländern, in denen ein zentrales Büro das Programm koordiniert, liegt die deutsche Beteiligung in der Verantwortung mehrerer Organisationen – des Evangelischen Missionswerks in Südwestdeutschland (EMS), des Berliner Missionswerks (BMW) und der katholischen Friedensbewegung pax christi.

Unterstützt werden sie dabei durch den Evangelischen Entwicklungsdienst (EED), Brot für die Welt, das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW) und die katholische Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH). Seit 2005 beteiligt sich auch das deutsche Netzwerk der ehemaligen Freiwilligen daran, EAPPI bekannter zu machen und auf einen gerechten Frieden im Nahen Osten hinzuwirken. Die politischen und öko-



nomischen Bedingungen, unter denen die palästinensische Zivilbevölkerung lebt, haben sich in den letzten Jahren weiter verschlechtert. Mit dem Bau der Trennungsanlage, die das Westjordanland nicht nur gegen Israel abriegelt, sondern es auch in viele voneinander getrennte Teile aufspaltet, ist das Leben der palästinensischen Bevölkerung zunehmend eingeschnürt worden. Sie haben durch den Bau dieser Anlage und die fortschreitende Erweiterung israelischer Siedlungen im Westjordanland erhebliche Teile ihres Landes verloren.

Friedenswillige in der Minderheit?

In Folge der Abschnürung und Zerteilung des Landes liegt die Wirtschaft

am Boden, die Arbeitslosigkeit ist erheblich gestiegen. Selbst der noch erzielbare Ertrag der einheimischen Landwirtschaft kann die Bauern wegen großer Absatzschwierigkeiten durch Straßensperren und Sperranlagen nicht mehr ernähren.

Immer mehr Menschen sind von der Unterstützung internationaler Hilfsorganisationen abhängig. Jugendliche, die das noch immer gut funktionierende palästinensische Bildungssystem durchlaufen, haben kaum berufliche Perspektiven, sofern sie nicht auswandern. Die Tatsache, dass die Mehrheit der Palästinenser unter 16 Jahre alt ist, macht die katastrophalen Auswirkungen der Besatzung für die Zukunft des Landes deutlich.

Die letzten Wahlen in Palästina haben gezeigt, wie sehr radikale Gruppierungen, vor allem die Hamas, von dieser Entwicklung profitiert haben. Zugleich hat diese politische Entwicklung innerhalb Palästinas die Aussicht auf eine für Israel und Palästina akzeptable politische Lösung verschlechtert.

Schließlich haben die beiden letzten Militäroperationen Israels insbesondere gegen die Bewohner Gazas im Zusammenhang mit dem Libanonfeldzug 2006 und im Angriff auf Gaza 2008/09 allen PalästinenserInnen vor Augen geführt, mit welcher Härte die israelische Regierung sich nicht nur gegen militante Kommandos wehrt, sondern in Kauf nimmt, dass bei solchen Operationen weit überwiegend Zivilpersonen verletzt werden und ums Leben kommen und die zivile Infrastruktur gezielt zerstört wird.

Die letzten israelischen Wahlen haben überdies klar gezeigt, dass eine Mehrheit der WählerInnen einen ausgesprochen feindseligen politischen und militärischen Kurs gegen alle Palästinenser befürwortet. Die Kräfte, die eine politische Lösung anstreben, drohen auf beiden Seiten zu einer Minderheit zu werden.

Ermutigung durch EAPPI

Kann ein Programm wie EAPPI in dieser Situation überhaupt einen wirksamen Beitrag zum Frieden leisten? Die palästinensische Nichtregierungsorgani-

sation Palestinian Counseling Centre hat im Jahr 2008 genau diese Frage evaluiert. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die Mehrheit der Befragten sich insbesondere an Checkpoints und in der Nähe von militanten israelischen Siedlern sicherer fühlt, wenn EAs anwesend sind. Ebenso gaben viele der palästinensischen InterviewpartnerInnen an, dass die Anwesenheit von EAPPI ihrer Ansicht nach zu einer Verminderung von Übergriffen durch Sicherheitskräfte und Siedler führt.

Das Palestinian Counseling Centre kommt daher zu dem Ergebnis, dass eine weitere Anwesenheit von EAPPI vor Ort sehr wünschenswert ist. Gleichzeitig sollte EAPPI – so ein weiteres Ergebnis – seine Anstrengungen in Bezug auf Lobby- und Öffentlich-

keitsarbeit in den jeweiligen Heimatländern der EAs verstärken.

Es ist für PalästinenserInnen offensichtlich eine nicht zu unterschätzende Ermutigung, dass ihnen in einer fast hoffnungslosen Situation Menschen zur Seite stehen, die nicht die Interessen einer der beteiligten Mächte vertreten, sondern für einen Frieden in Gerechtigkeit eintreten.

Dabei sind die EAs nicht allein: Auch aus Israel kommen engagierte Menschen, die ihrer eigenen Regierung dadurch widersprechen, dass sie sich auf die Seite der bedrängten Palästinenser stellen.

Rudolf Hinz und Christiane Gerstetter



EAs bei einer Demonstration in der Nähe von Bethlehem | Foto: C. Borden



Rudolf Hinz war 2002 und 2003 der erste Koordinator von EAPPI in Jerusalem. Er ist Theologe und derzeit Lehrbeauftragter an der Universität Kiel.



Christiane Gerstetter (31), ist Juristin mit völkerrechtlichem Schwerpunkt. Sie war 2005/2006 im Rahmen von EAPPI in Yanoun und Jerusalem. Sie lebt und arbeitet derzeit in Berlin und ist gern und viel in sozialen Bewegungen unterwegs.

Gemeinsam Hoffnung wecken – Rabbiner für Menschenrechte

Die jüngsten israelischen Parlamentswahlen lassen uns innehalten und neu nachdenken. Auch darüber, wie wichtig es ist, dass Menschen des Glaubens zusammenarbeiten, um gemeinsam Ziele zu erreichen, die aus Werten erwachsen, die wir miteinander teilen.

Hamas hat wieder gezeigt, dass sie das Ergebnis israelischer Wahlen beeinflussen kann: Bevor Hamas den Waffenstillstand mit Israel beendete, lagen Tzipi Livni vom Likud und Benjamin Netanjahu von Kadima nahezu gleich auf. Mehrere Umfragen ergaben, dass die linke, friedensorientierte Partei Meretz sogar neun Sitze im Parlament bekommen würde.

Auch interne israelische soziale Probleme schienen bei der Wahl eine Rolle zu spielen. Kadima bekam schließlich einen Sitz mehr als der Likud, aber es wären ohne den Krieg wahrscheinlich sehr viel mehr gewesen. Meretz bekam schließlich nur drei Sitze. Themen, die nicht direkt mit der Sicherheit des Landes zu tun hatten, spielten bei den Wählern kaum noch eine Rolle. Die Wahlergebnisse haben sicherlich gezeigt, dass viele Faktoren unser Schicksal beeinflussen, die sich unserer Kontrolle entziehen. Aber die Wahlen brachten uns auch deutlich in Erinnerung, wie viel mehr wir tun müssen,

um die israelische Öffentlichkeit zu erreichen. Nur wenige hatten wir mit unserer Sicht der Dinge erreicht. Denn wir waren und sind überzeugt, dass die Wiederaufnahme der Beschießung Israels mit Raketen aus Gaza, gegen die wir uns verteidigen mussten, niemals geschehen wäre, wenn Israel im Juni vergangenen Jahres sein Versprechen gehalten hätte, Nahrungsmittel und andere dringend benötigte Güter nach Gaza hinein zu lassen.

Gibt es Hoffnung?

Viel zu wenige Israelis teilen unsere Überzeugung, dass wir die Sicherheit, die wir so sehr ersehnen und auf die wir ein Anrecht haben, nur dann haben werden, wenn wir in jedem menschlichen Wesen das Abbild Gottes sehen. Dafür gibt es viele Gründe. Viele durchaus wohlmeinende Menschen in unserem Land sind sich der ungeheuren Menschenrechtsverletzungen, für die wir verantwortlich sind, einfach nicht bewusst. Viele haben eine tief sitzende Angst.

Die wichtigste Herausforderung für uns aber ist, dass es unter Israelis und Palästinensern kaum noch Hoffnung gibt, dass die Dinge sich ändern werden oder können. Meinungsumfragen, die seit dem Beginn der zweiten

Intifada durchgeführt wurden, zeigen, dass die Mehrheit der Israelis und Palästinenser immer noch eine Verhandlungslösung unseres Konflikts befürwortet – obwohl der Grad der Zustimmung geringer wird, wenn es um bestimmte Details einer solchen Lösung geht. Zudem zeigen Umfragen unter Palästinensern, dass sie mehrheitlich auch gewaltsamen Widerstand befürworten. Am problematischsten jedoch ist, dass es auf beiden Seiten eine noch größere Mehrheit gibt, die nicht glaubt, dass die jeweils andere Seite wirklich Frieden will.

In eben diesem Kontext denke ich über die Beziehung zwischen unserer Bewegung Rabbiner für Menschenrechte – Rabbis for Human Rights (RHR) und EAPPI nach. Es ist sicherlich richtig zu sagen, dass wir Israelis und Palästinenser die Hauptverantwortung für unser Verhalten und unsere Probleme haben. Beide haben wir eine höhere Verantwortung und auch mehr Möglichkeiten, die öffentliche Meinung in unseren Gesellschaften zu beeinflussen. Wenn wir uns als Israelis mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln für die Menschenrechte der Palästinenser einsetzen, können wir die stereotypen Vorurteile der Palästinenser gegen die Israelis durchbrechen und Hoffnung schaffen.

EAPPI hilft

Aber wir brauchen auch Hilfe. Manchmal ist Hilfe sehr praktisch und konkret. Zum Beispiel, wenn es mehr Freiwillige gibt, die es den Palästinensern ermöglichen, ihre Oliven sicher zu ernten. Dabei haben uns EAPPI-Mitglieder geholfen. Noch wichtiger ist es, Hoffnung zu schaffen.

EAPPI-Mitglieder können durch ihre eigene Arbeit und Präsenz in Zusammenarbeit mit RHR und anderen Organisationen im Land ein Modell für die Zusammenarbeit von Menschen verschiedener religiöser Überzeugungen schaffen. Sie können damit zu Botschaftern der Hoffnung darauf werden, dass die Welt bereit ist, Schritte zum Frieden zu unterstützen, die sowohl Israelis als auch Palästinensern zu gewagt erscheinen.



Ökumenische Begleiter helfen bei der Olivenernte | Foto: K. Kühl

Ich habe EAPPI immer dringend gebeten, mit uns und anderen israelischen Organisationen noch enger zusammenzuarbeiten, damit das stereotype Vorurteil von Israelis durchbrochen werden kann, die internationale Gemeinschaft kümmere sich bei ihrer Unterstützung der Palästinenser überhaupt nicht um Israelis.

Wir danken den EAPPI-Mitgliedern für alles, womit sie unsere Arbeit der Rabbis for Human Rights unterstützt haben.

Alles, was EAPPI zusammen mit Israelis und Palästinensern auf der Suche nach Frieden tut, ist äußerst wertvoll. In der Zusammenarbeit von Menschen verschiedener religiöser Überzeugungen kommt aber noch etwas Wichtiges hinzu: Viele Menschen sind ja der Überzeugung, dass bei allem, was Menschen voneinander trennt, religiöse Differenzen die größte Rolle spielen. Unsere Zusammenarbeit zeigt, dass es bei aller Unterschiedlichkeit in unseren religiösen Überzeugungen mehr gibt, was uns eint, als was uns voneinander trennt.

Mit den Ergebnissen der Parlamentswahlen hat ein Zeitabschnitt begonnen, in dem unsere Zusammenarbeit dringlicher ist als je zuvor, damit wir gemeinsam Hoffnung wecken und mit konkreten Aktionen stärken können.

Rabbi Arik W. Ascherman

Übersetzung: Rudolf Hinz



Rabbi Arik W. Ascherman ist Direktor von Rabbis für Human Rights. Mehr Informationen zu der Organisation findet sich auf ihrer englischsprachigen Website <http://rhr.israel.net>



EAPPI: „Ohne Partner gäbe es uns nicht.“

„Ohne unsere lokalen Partner würde EAPPI nicht existieren.“, sagt Matilda Svensson vom Jerusalemer EAPPI Büro. „Wir sind hier, weil uns Leute hier um unsere Anwesenheit gebeten haben. Die israelischen und palästinensischen Partner eröffnen uns den Zugang zu der Wirklichkeit, in der sie leben.“

Die enge Zusammenarbeit mit israelischen und palästinensischen Partnerorganisationen war von Anfang an zentraler Bestandteil von EAPPI. Da das Programm auf die Bitte lokaler Kirchen ins Leben gerufen wurde, sind diese weiterhin wichtige Partner vor Ort.

Zu dem großen Netz von Organisationen, mit denen EAPPI kooperiert, gehören inzwischen auch Menschenrechtsorganisationen, Dialog- und Friedensgruppen, internationale Organisationen wie die UN und einzelne FriedensaktivistInnen auf beiden Seiten.

Ihre Themen, Aktionsformen und politischen Perspektiven sind unterschiedlich – gemeinsam ist den Organisationen jedoch ein Bekenntnis zur Gewaltfreiheit und die Forderung nach dem Ende der israelischen Besatzung des Westjordanlands und Gazas.

Pfarrer Ibrahim Nairuz in Nablus und EAPPI

„Wenn ich die ökumenischen Begleiter am Checkpoint Huwarra vor Nablus sehe – bewaffnet nur mit Kamera, Kugelschreiber und ihrem Glauben – dann sehe ich Jesus in ihnen“, sagt Father Ibrahim Nairuz, Pfarrer der anglikanischen Gemeinde in Nablus. „Dann fühle ich Gottes Liebe praktisch und konkret. Ich sage immer: Diese Leute sind keine Touristen oder zum Vergnügen gekommen, sondern wegen ihres Glaubens an Christus. Sie gehören zu uns. Wir glauben, dass wir Brüder und Schwestern in ihm sind.“

Es gibt rund 700 Christen in Nablus. Vor 20 Jahren waren es weit über 2000. Die vier Kirchengemeinden, Katholiken, Griechisch-Orthodoxe, Melkiten (auch griechisch-katholisch genannt) und die Anglikaner, feiern Weihnachten nach dem westlichen Kalender und Ostern nach dem östlichen.

Sie fühlen sich isoliert, aber nicht in erster Linie als Minderheit unter Muslimen, sondern wegen des Abgeschlossenenseins hinter den Checkpoints.

Sogar zu der festlichen Einweihung der prächtigen griechisch-orthodoxen Kirche über dem Jakobsbrunnen, an dem Jesus von der Samaritanerin zu trinken bekommen haben soll, erhielten viele palästinensische Christen aus Bethlehem und Ostjerusalem keine Passierscheine. Auch Pilger sind selten geworden.



Father Ibrahim Nairuz in Nablus vor seinem Bild „Sicherheitsnadel und Pflaster“

Die Abriegelung fördert den Niedergang des einstigen Handelszentrums Nablus. Die Perspektivlosigkeit ist wichtigster Auswanderungsgrund, ganz abgesehen von der Verunsicherung durch dauernde nächtliche Überfälle mit Hausdurchsuchungen und Verhaftungen durch die israelische Armee.

Die Beziehung zu den Kirchen in Nablus zu pflegen, gehört zu den Aufgaben der ökumenischen Begleiter (EAs) aus dem 20 entfernten Yanoun. „Ich heiße sie im Gottesdienst immer besonders willkommen“, erklärt Father Ibrahim Nairuz. „Der Kontakt mit ihnen ist mir sehr wichtig“. Mit 30 Frauen aus seiner Gemeinde hat er im vergangenen November die EAs in Yanoun besucht.

Überhaupt wünscht sich Father Ibrahim, dass der Einsatz der EAs noch viel bekannter wird. Er möchte helfen, Brücken in die Gesellschaft zu bauen und für die EAs Vorträge in den anderen Kirchen, den Moscheen und der Universität organisieren. Das werde die Arbeit der EAs erleichtern, so Father Ibrahim, und die Menschen in Palästina ermutigen. Außerdem könne das bei den Muslimen auch Vorurteile gegenüber den Christen in der westlichen Welt abbauen helfen, dass diese sich nicht um das Schicksal der Palästinenser scheren würden. Zu seiner interreligiösen Initiative hat er auch EAs eingeladen: zum Sommerlager mit je 20 Kindern aus muslimischen, samaritanischen und christlichen Familien.

In seiner Freizeit malt Father Ibrahim. Bilder vom himmlischen Jerusalem, das golden herabkommt, um die dunklen Zinnen der Türme des heutigen zu erlösen. Vom Meer, das die Mauerstücke der israelischen Trennanlage wegträgt oder von riesigen Sicherheitsnadeln, die getrenntes Gewebe verbinden.

Machsom Watch – die zivilen Wächterinnen der Checkpoints

Eine der wichtigsten Aufgaben für die EAs ist die Anwesenheit an Checkpoints im Westjordanland. Häufig sind sie dort nicht allein – oft sind die Frauen der israelischen Organisation Machsom Watch vor Ort.

Machsom ist das hebräische Wort für Checkpoint. Die Aktivistinnen von Machsom Watch wollen durch ihre Anwesenheit als israelische Zivilistinnen dafür sorgen, dass die Palästinenser, die den Checkpoint überqueren, von israelischen SoldatInnen und PolizistInnen weniger belästigt werden. Zudem dokumentiert Machsom Watch das Geschehen an den Checkpoints und prangert so die Besatzung in der israelischen Öffentlichkeit an. Die Anwesenheit der EAs an Checkpoints ist eine sinnvolle Ergänzung der Aktivitäten von Machsom Watch. Zum einen hat Machsom Watch nicht genügend Freiwillige, um an allen Checkpoints im Westjordanland präsent zu sein. Zum anderen verschafft ihr internationaler Pass den EAs auch Zugang zu Gebieten, die Israelis nicht

betreten dürfen, weil sie unter Kontrolle der palästinensischen Behörden stehen. An dem großen Checkpoint zwischen Bethlehem und Jerusalem beispielsweise gehen Machsom Watch und EAPPI oft arbeitsteilig vor: Während die EAs das Geschehen auf der palästinensischen Seite beobachten, stehen die Frauen von Machsom Watch auf der israelischen Seite. „Unsere Zusammenarbeit mit EAPPI ist von großer Bedeutung. Durch die Präsenz der EAs auf der Bethlehemer Seite des Checkpoints, die für uns unzugänglich ist, können wir über die aktuelle Situation dort telefonische Informationen bekommen und unsererseits Beschwerden und Forderungen bei den Militärbehörden vorbringen. Ohne diese Kooperation wäre unsere Arbeit sehr viel weniger effektiv.“, sagt Roni Hammermann von Machsom Watch. Dabei können die EAs auf die Kontakte und Erfahrungen der israelischen Frauen zurückgreifen. „Wir sind immer erleichtert, wenn gegen 6.30 Uhr die Frauen von Machsom Watch auf der Jerusalemer Seite auftauchen. Dann stellen wir ihnen das Problem dar, das wir nicht lösen konnten. Sie nehmen ihr Handy und rufen den Kommandeur direkt an. Oder sie wenden sich an den Dienst habenden Offizier. Ken Mammale, hören wir ihn antworten und wissen: Wenn überhaupt etwas geht, dann jetzt mit ihrer Hilfe.“, erzählt Gottfried Kraatz über die Arbeit des EAPPI-Teams in Betlehem

Eine Zusammenarbeit also, bei der sich die Partner gut ergänzen.

Internationale Frauen für den Frieden – International Women’s Peace Service (IWPS)

Es sind nicht nur palästinensische und israelische Partner, mit denen EAPPI zusammenarbeitet, sondern auch andere Freiwilligenorganisationen wie die „Internationale[n] Frauen für den Frieden“.

Deren Geburtsstunde beschreibt die Aktivistin Clara Fallbach aus Berlin so: „Zu Beginn der zweiten Intifada wurden das Dorf Haris, nördlich der Siedlung Ariel, und seine Nachbarorte so massiv von der israelischen Armee und von Siedlern angegriffen, dass Befürchtungen aufkamen, die palästinensische Bevölkerung solle dort komplett vertrieben werden, um einen geschlossenen Siedlungsblock herzustellen. Palästinensische Aktivisten und Aktivistinnen, die gewaltfreien Widerstand gegen die Übergriffe und

den Siedlungsausbau organisierten, riefen dazu auf, eine ständige internationale Präsenz in Haris zu gründen, um die Brutalität der militärischen Repression zu vermindern und international öffentlich zu machen. So kam es dazu, dass seit 2002 ein rotierendes Team von vier bis acht internationalen Frauen in Haris lebt.“

Ihre Arbeit koordinieren die Frauen auch mit EAPPI. So wurde zum Beispiel das Dorf Asira al-Qibliya, südwestlich von Nablus, im Jahr 2008 immer wieder von Israelis aus der Siedlung Yitzhar angegriffen. Kornfelder und Olivenbäume wurden in Brand gesteckt, Vieh gestohlen, Bauern auf den Feldern mit Waffen bedroht und tötlich angegriffen, Häuser am Dorfrand mit Steinen beworfen und mit rassistischen Graffiti beschmiert.

Weil die Angriffe hauptsächlich an Wochenenden stattfanden, sprachen

sich vor allem das EAPPI-Team aus Yanoun und IWPS ab, um freitags und samstags eine internationale Präsenz aufrecht zu erhalten. Bei länger anhaltenden Angriffen durch Siedler und Armee kamen israelische AktivistInnen ebenfalls zur Unterstützung ins Dorf.

Die israelische Menschenrechtsorganisation B’tselem nahm aufgrund der Berichte der Internationalen Asira al-Qibliya und benachbarte Dörfer in ihr Programm auf. Familien werden mit Videokameras ausgestattet, mit denen sie ‚zurückschießen‘, also Aufnahmen der Übergriffe machen können, die eine Strafverfolgung ermöglichen.

Ein anderes Beispiel für die Kooperation verschiedener Organisationen ist Wadi Qana, wo israelische Siedler junge Olivenbäume zerstörten. IWPS dokumentierte die Verwüstung und wandte sich an die Rabbiner für Menschenrechte um Hilfe für die betroffene Bauernfamilie. Die Rabbiner stellten daraufhin Olivensetzlinge zur Verfügung, die in einer gemeinsamen Aktion von IWPS und EAPPI-Freiwilligen gepflanzt wurden.

Gegen das Unrecht der eigenen Gesellschaft – der israelische Aktivist David Nir

Es sind nicht nur Organisationen, die wichtige Ansprechpersonen und Partner für die EAs sind, sondern auch engagierte Einzelpersonen. Einer von ihnen ist David Nir aus Tel Aviv.



Foto: EAPPI

Von Beruf Physiker, setzt er sich seit vielen Jahren für Frieden in Israel und Palästina ein.

„Seit ich mit 18 Jahren meinen Militärdienst in der israelischen Armee abgeleistet habe, sehe ich tiefe Ungerechtigkeit und Grausamkeit von Israelis gegenüber den Arabern und insbesondere den Palästinensern. Damals habe ich eine Wahl getroffen und bin ihr treu geblieben“, so Nir.

David Nir erzählt, dass er bei seinen Friedensaktivitäten im besetzten Westjordanland immer wieder mit EAs zusammengearbeitet hat: „Das erste Mal habe ich Leute von EAPPI in Yanoun getroffen. Wir haben dann aber auch als Freiwillige für die Organisation Rabbis for Human Rights zusammen mit Mitgliedern von EAPPI in vielen palästinensischen Dörfern Oliven geerntet.“ berichtet Nir weiter.

„Das waren Dörfer, wo Siedler oder Soldaten Palästinensern den Zugang zu ihrem Eigentum verwehrten.

Wir haben dabei geholfen, dass die Leute Zugang zu ihren Olivenhainen erhielten, um dort zu pflügen. Auf diese Weise haben wir gemeinsam Solidarität von Mensch zu Mensch gezeigt und ein Zeichen für die Gleichheit der Menschen gesetzt.“

„Als Israeli habe ich eine Verpflichtung, etwas gegen das unmoralische und ungerechte Verhalten der größeren sozialen Gruppe zu tun, zu der ich offiziell gehöre. Ich habe deswegen enormen Respekt für die Mitglieder von EAPPI und ähnlichen Organisationen. Sie kommen aus entfernten Ecken des Globus und reagieren auf das Elend der Palästinenser.“, so Nir.

„Meine Erfahrung mit den EAs ist einzigartig“, sagt David Nir weiter. „Sie haben einen universal-moralischen Ansatz, der mir das wahre Christentum zu repräsentieren scheint. Ich freue mich immer, wenn die EAs wieder hierher zurückkommen.“

Christiane Gerstetter und Christian Kercher

Weitere Informationen zu den genannten Organisationen:

IWPS bietet Frauen Einsätze von zwei Wochen bis zu mehreren Monaten an. Jeden Oktober organisiert IWPS gemeinsam mit dem Internationalen Versöhnungsbund eine zweiwöchige Delegation, an der auch Männer teilnehmen können.

Mehr Informationen unter www.iwps-pal.org

Machsom Watch (auf Englisch): www.machsomwatch.org/en

Ta'ayush (auf Englisch): www.taayush.org



Christiane Gerstetter (31), ist Juristin mit völkerrechtlichem Schwerpunkt. Sie war 2005/2006 im Rahmen von EAPPI in Yanoun und Jerusalem. Sie lebt und arbeitet derzeit in Berlin und ist gern und viel in sozialen Bewegungen unterwegs.



Christian Kercher (39), Englischlehrer und Kleinkünstler in Berlin, gehörte 2007 zum EAPPI- Team in Jerusalem und von April bis September 2008 zu den EAs in Yanoun.

Landnahme – der Kern des Konflikts

Wo immer der Nahostkonflikt diskutiert wird, stellt sich schnell die Frage: Worin liegt eigentlich sein Kern? Warum finden Israelis und Palästinenser nicht zueinander, wie erklärt sich der Fanatismus der Extremen auf beiden Seiten?

Dabei folgen die meisten der Argumentation der israelischen Regierung, es gehe um die Bestreitung des Existenzrechts Israels durch radikale Palästinenser und die Selbstverteidigung gegen terroristische Aktionen, mit denen diese ihren Anspruch auf das ganze Land zwischen Jordan und Mittelmeer durchsetzen wollen. Aber dies ist lediglich das Ergebnis des jahrzehntelangen politischen Konfliktes, in dem es vor allem um die jüdische Landnahme geht, die sich seit der Einwanderung der ersten Zionisten im 19. Jahrhundert über mehrere Etappen bis heute vollzieht.

Land ohne Volk?

Die Vision Theodor Herzls, ganz Palästina in jüdischen Besitz zu nehmen, hat sich zu einem beängstigend hohen Grade erfüllt. Beängstigend deshalb, weil durch diesen Prozess der Landnahme die einheimische arabische Bevölkerung immer weiter zurückgedrängt und ihres Landes beraubt worden ist und darauf mit zunehmender Gewalt reagiert. Nur wenn dieser Konflikt ums Land gelöst oder wenigstens entschärft wird, kann es einen Friedensprozess geben. In

seiner Programmschrift „Der Judenstaat“, mit der Theodor Herzl vor dem Hintergrund der Benachteiligung und Verfolgung der Juden Europas im 19. Jahrhundert für die Errichtung eines jüdischen Staates warb, kommen Einheimische in den dafür ins Auge gefassten Gebieten (Argentinien oder Palästina) nicht vor. Es gibt darin nur eine kurze Erörterung des Problems, was man mit wilden Tieren in einem Gebiet tun muss, in dem man Juden ansiedeln will.

In seinem visionären Roman „Altneuland“ beschreibt Herzl kurz vor seinem Tode 1904 die „Neue Gesellschaft“ in ganz Palästina im Jahre 1923. Darin kommt immerhin eine arabische Familie in Haifa vor, die sich dieser jüdischen Gesellschaft anschließt. In der Beschreibung des Landes, durch die die Hauptfigur des Romans, Friedrich Löwenberg, fährt und die Errungenschaften der jüdischen Siedler bewundert, kommen Araber jedoch nicht vor.

Landgewinn

Seit die „neuen“ israelischen Historiker in den 80er Jahren in den sich öffnenden Staatsarchiven recherchieren konnten, ist klar geworden, wie entschlossen und langfristig planend und denkend die führenden Politiker des jungen Staates Israels – allen voran Ben Gurion – an dieser Vision eines Judenstaates festgehalten haben. Dabei waren sie pragmatisch genug, zunächst der kleinen Lösung des



Brennende palästinensische Felder – von israelischen Siedlern angezündet | Foto: C. Kercher

UN-Teilungsplans von 1947 zuzustimmen, um 1948 sofort zuzugreifen, als der von den arabischen Nachbarn gegen den neu gegründeten Staat Israel geführte Krieg zu einem unverhofften, israelischen Landgewinn in Galiläa und entlang der östlichen Grenze des Landes. Mit dem Sieg Israels im Krieg von 1948 wurde aber nicht nur mehr Land zu dem vorher gekauften hinzugewonnen: In den eroberten Gebieten lebten Menschen.

Die große Mehrheit der dort lebenden Araber flüchtete vor der heranrückenden Front, wurde schon vor 1948 von jüdischen Kampforganisationen und im Kriegsverlauf von der israelischen Armee vertrieben oder nach dem Waffenstillstand von 1949 nicht wieder in ihre Städte und Dörfer zurückgelassen. Die Araber nennen diese Zeit der Flucht und Vertreibung die „Naqba“, die Katastrophe. 700.000 Menschen wurden zu Flüchtlingen, mehr als 500 Ortschaften wurden dem Erdboden gleichgemacht.

Resolutionen der UNO, zu deren Mitgliedsländern Israel schon damals gehörte, mit der Aufforderung, die Flüchtlinge in ihre Heimat zurückkehren zu lassen, ignoriert die israelische Regierung bis heute.

Immer mehr israelische Siedler

Die nächste Möglichkeit der Landnahme bot sich durch den Sieg im Sechs-Tage-Krieg im Jahr 1967. Schon kurze Zeit nach dem Krieg begannen Gruppen von Israelis damit, behelfsmäßige Siedlungen im besetzten Westjordanland, auf dem eroberten Golan und im Sinai zu errichten. Nur wenige Jahre später war aus dem Projekt illegal operierender Siedler ein staatlich gefördertes Programm geworden – gegen den Protest der UNO, die einen Rückzug aus den besetzten Gebieten forderte.

Auch diese Resolution wurde ignoriert, ebenso der Protest gegen die Besiedlung des besetzten Gebietes mit israelischen Staatsbürgern. Eine derartige Besiedlung von besetzten Gebieten verbietet die Vierte Genfer Konvention von 1949, die auch vom Staat Israel unterschrieben worden war.

Ein Blick auf die Karte des Westjordanlandes macht deutlich, dass in den mehr als 40 Jahren der Besatzung ein Netz von Siedlungen über das Land aufgebaut wurde, dessen strategische Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Jede dieser Siedlungen – einige unter ihnen sind inzwischen zu größeren Städten herangewachsen – verfügt über einen Erweiterungsplan.



- | | | | |
|---|---|---|---|
|  | Vom israelischen Kabinett beschlossener Verlauf der Trennungslinie (2007) |  | Israelische Siedlungen westlich der Trennungsanlage |
|  | Siedlungsgebiete östlich der Trennungsanlage |  | Siedlungen östlich der Trennungsanlage |
|  | Israelisch kontrolliertes Jordan-Tal |  | Grüne Linie von 1949 |

Palästinenser als Opfer

Die Erweiterung existierender Siedlungen hat allein in den letzten zwei Jahrzehnten zu einer Verdoppelung der Zahl der israelischen Siedler im Westjordanland geführt – trotz aller Beteuerungen und Versprechen in den verschiedenen Phasen des Oslo-Friedensprozesses, der ja auf die Errichtung eines Staates für Palästinenser auf eben diesem Gebiet zielte. Nimmt man das geographische Ergebnis des Baues der Trennungsanlage im Westjordanland seit 2003 hinzu, sieht man mit einem Blick auf die Karte, dass die Errichtung eines lebensfähigen palästinensischen Staates auf einem zusammenhängenden Staatsgebiet fast unmöglich gemacht wurde.

Auch in diesem Fall hat die internationale Gemeinschaft durch ein Gutachten des Internationalen Gerichtshofs eingegriffen: Es stellte fest, dass der Bau der Trennungsanlage auf palästinensischem Gebiet – also nicht auf der Waffenstillstandslinie von 1949 – gegen internationales Recht verstößt.

Gerechter Frieden

Besonders die Älteren in der palästinensischen Bevölkerung, mit denen wir in unseren Einsatzorten zusammenkommen, haben diese Geschichte nicht nur im Kopf, sondern sind ihre Opfer. Sie empfinden die Geschichte Israels als einen Prozess, in dem sie immer größere Teile ihres Landes, von und in dem sie leben, verloren haben.

Dabei hilft es nicht, wenn wir die Palästinenser darauf hinweisen, dass die israelische Landnahme als eine Folge der Geschichte der Verfolgung und Ausrottung der jüdischen Bevölkerung Europas – besonders durch Nazideutschland – verstanden werden muss. Denn es sind die Palästinenser, die den Preis für die Konsequenzen dieser schrecklichen Verfolgung mit dem Verlust ihrer Heimat bezahlen mussten.

In diesem geschichtlichen Zusammenhang ist EAPPI dem Ruf der Kirchen in Palästina gefolgt. Mit ihrer Präsenz vertreten die Mitglieder von EAPPI die weltweite Gemeinschaft der Christen.

Sie legen mit ihr Widerspruch ein gegen ein großes historisches Unrecht, das nur durch den Rückbezug auf geltendes internationales Recht geheilt werden kann. Nur so kann ein Weg zum Frieden gefunden werden.

Gerade in der gegenwärtigen Diskussion über die Politik der neuen israelischen Regierung, die nach den letzten Parlamentswahlen gebildet wurde, ist unser Plädoyer für einen gerechten Frieden wichtig. Erst ein solcher Frieden wird nach unserer Überzeugung auch den Nachkommen der jüdischen Opfer europäischer und besonders deutscher Verfolgung und Vernichtung ein Leben in sicheren Grenzen ermöglichen.

Rudolf Hinz

Daten & Fakten:

- 40% des Westjordanlandes sind unter israelischer Kontrolle.
- 2008 lebten 285.800 im Westjordanland (ohne die Gebiete in Ostjerusalem) neben 2,4 Mio Palästinensern.
- In Ostjerusalem leben 193.700 SiedlerInnen auf palästinensischem Gebiet.
- Die Sperranlage ist 723 km lang und besteht aus 30 km Betonmauern und 693 km Trennzaun. Sie ist z. T. noch im Bau.
- 11,9% des Westjordanlands sind durch den Verlauf der Sperranlage vom Westjordanland abgetrennt bzw. im Westjordanland isoliert worden.
- Darin enthalten sind 49 Siedlungen, die Israel in sein Staatsgebiet einverleiben will.
- 80,25% aller israelischen Siedlungen im Westjordanland liegen – teilweise oder vollständig – auf Grund und Boden, das Palästinensern gehört.
- Im Westjordanland existieren 467 Straßensperren und 63 Checkpoints, die von Soldaten besetzt sind. Nur 35 davon liegen an den Übergängen vom Westjordanland nach Israel.

Quellen: Peace Now, Israel; B'Tselem, Israel; Central Bureau of Statistics, Israel

Yanoun: Die Hügel sind tabu

Das Fenster ist weit offen, es ist Sommer. Hinter mir sind die Kinder laut und ausgelassen. Es ist der letzte Ferientag und aus Bethlehem ist eine Gruppe mit Musikinstrumenten, Spielzeug und guter Laune gekommen. Die Kinder spielen begeistert mit.

Wir sind in der Schule. Am gegenüberliegenden Hang sind keine Schafherden zu sehen, anders als früher an Sommertagen. Überhaupt wagt sich niemand mehr auf den Hang: Es ist die Sicherheitszone einer nicht erklärten Grenze. Oben auf dem Kamm der Hügel stehen einige Häuser und Ställe. Eine

große Hühnerfarm gehört dazu, aber was außerdem noch dort passiert, ist von unten schwer auszumachen. Es ist zwar alles Land, das den Bauern aus dem Dorf gehört, aber sie dürfen es nicht mehr betreten.

Oben sind die „Mustautenien“: ein arabisches Wort für israelische Siedler, die sich dieses Land genommen haben, ohne dazu ein Recht zu haben, aber von der Armee geschützt werden. Die palästinensischen Bauern haben kein Recht, zumindest keines, das sich praktisch durchsetzen ließe.

Die Schaf- und Ziegenherden sind auf ein Zehntel ihrer vorherigen Größe geschrumpft, weil sie kaum noch Weideflächen und nur noch wenige Äcker zum Futteranbau haben. Yanouns Bewohner haben ihre Bewegungsfreiheit verloren und müssen weite Umwege fahren, wo sie früher über die Hügel, zum Beispiel nach Nablus, gelaufen sind.

Ein leeres Dorf

Es gab Tage und Wochen, in denen auch das Schulgebäude leer stand. Das war im Oktober 2002. Der Lehrer hatte seine Schüler verabschiedet. Die Familien waren geflohen. Der Druck durch die jüdischen Siedler war unerträglich geworden. Tag und Nacht waren die Siedler in das Dorf gekommen, maskiert, mit Hunden, manchmal auf Pferden. Sie hatten die Wassertanks der Bauern umgestürzt, den Generator zerstört, im Brunnenschacht ihre Hunde gebadet und Männer vor den Augen ihrer Familien geschlagen. Sie waren mit Waffen gekommen und hatten geschossen. Nicht in Yanoun, aber im Umkreis gab es Todesfälle.

Eines Tages hatten die Siedler klar gemacht: „Wir wollen euch am nächsten Sabbat hier nicht mehr sehen. Verlasst das Dorf! Geht!“ Seitdem sind sechs Jahre vergangen. Die Familien



Blick auf Yanoun und Siedlung auf dem Hügel



Der Berliner Pfarrer Gottfried Kraatz war dreimal ökumenischer Begleiter, zuletzt im Sommer 2008 in Bethlehem und Yanoun.

sind zurückgekommen, weil engagierte Israelis sich für sie eingesetzt und die Geschichte in Israel bekannt gemacht haben. Weil Freiwillige aus aller Welt zu ihrem Schutz gekommen sind und Tag und Nacht im Dorf anwesend sind. Seit fünf Jahren sind das die Freiwilligen vom Ökumenischen Begleitprogramm.

Heute sind wir dabei, während die Kinder spielen: hingebungsvoll oder scheu, die jüngsten auf dem Schoß ihrer Väter, die älteren cool und distanziert. Alle machen mit, auch die Giraffe an der Wand, die unbeirrt „Frieden für Yanoun“ wünscht.

Die Kinder kennen uns. Die Zeiten, als sie ins Haus rannten, wenn sie Fremde im Dorf gesehen haben, sind vorbei. Jetzt wissen sie, wer „die Siedler“ und wer „die Internationalen“ sind. Sie grüßen uns freundlich, melden uns bei ihren Eltern an, damit wir auf einen Kaffee dableiben. Oder geben dem

Esel, auf dem sie reiten, einen extra Schlag, damit er vor unseren Augen dieses kokette Trippeln beginnt.

Hoffnung für die Zukunft

Die Truppe, die aus Bethlehem gekommen ist, lässt die Kinder tanzen, singen und Spiele machen, bei denen die Schnellen oder die Schlaun gewinnen. Aber sie geben auch den Langsamen eine Chance. Die Gesichter der Kinder zeigen alle Gaben, die Menschen brauchen, um ihre Welt zur Heimat von Liebe und Schönheit und Recht und Vertrauen in die Nachbarn zu machen.

Vielleicht ist das offene Fenster ein gutes Symbol: dass die Schule offen ist für eine Zukunft und für die Hoffnung, dass diese Kinder ein Leben ohne Besatzung und ohne Siedlerkrieg vor sich haben, das Land wieder ihnen gehört und sie sich frei darauf bewegen können.

Gottfried Kraatz

Daten & Fakten:

Israelische Siedler halten seit 1996 die Höhen rund um Yanoun besetzt. Auf den Hügelkuppen liegen Außenposten der zehn Kilometer entfernten Siedlung Itamar, die mit der Hauptsiedlung verbunden sind. Die Siedler haben Yanouns Bauern mehr als 80 Prozent ihres Landes weggenommen.

Die Präsenz der EAs verhindert direkte Gewalt der Siedler gegen Yanouns Bewohner. Andere Orte in der Region um Nablus leiden aber unvermindert unter Angriffen der Siedler von Itamar, Bracha und Yitzhar. In dem Dorf Burin beispielsweise wurden im Juni 2008 Weizenfelder und Olivenbäume palästinensischer Bauern sowie ein Haus angezündet.

Webseite der Siedler:
[www. Shechem.org/itamar](http://www.Shechem.org/itamar)

Amnesty International zu Yanoun:
web.amnesty.org/library/index/ENGMDE150852003

Jbarah – gefangen im eigenen Dorf

Farouk wohnt mit seiner Frau und seinen vier Kindern in Jbarah. Sie sind eine von 52 Familien in dem palästinensischen Dorf südlich von Tulkarem. Jbarah ist anders als andere Dörfer im Westjordanland, denn es liegt in der sogenannten „Seam-Zone“. So wird das Gebiet zwischen der seit 2003 von Israelis gebauten Trennungsanlage und der Grünen Linie, der Waffenstillstandslinie zwischen Israel und den arabischen Ländern von 1949, bezeichnet.

Jbarah mit seinen etwa 350 Einwohnern wurde im Zuge des Baus der Trennungsanlage vom Westjordanland abgetrennt. Es gibt nur einen Zugang zum Dorf, den von israelischen Soldaten rund um die Uhr kontrollierten Checkpoint Jbarah. Alle BewohnerInnen über zwölf Jahren benötigen eine Erlaubnis, wenn sie vom Westjordanland über den Checkpoint nach Hause fahren wollen. Alle bekommen diese auch, nur Besucher in der Regel nicht. Selbst für Familienangehörige, die in Nachbarorten wohnen, ist es kaum möglich, ihre Verwandten in Jbarah zu besuchen.

Eingekeiltes Dorf

Auf der anderen Seite des Dorfes verläuft die Grüne Linie. Sie ist nicht

sichtbar; die Bewohner von Jbarah dürfen sie jedoch nicht überqueren, weil sie sonst in Israel wären. Dafür haben sie jedoch keine Erlaubnis und würden sich illegal dort aufhalten. Jbarah ist also eine Art Gefängnis, unter israelischer Kontrolle.

Auch für uns Internationale ist es nicht einfach, nach Jbarah zu gelangen. Wir sind von der willkürlichen Entscheidung der SoldatInnen am Checkpoint abhängig. Nach kurzen Erklärungen, warum wir kommen und wie lange wir bleiben, lassen sie uns meistens durch.

Bei unserem ersten Besuch in Jbarah lernen wir Farouk und seine Familie kennen. Er erzählt uns von den täglichen Schwierigkeiten, die das Leben in Jbarah mit sich bringt. Alles, was sie über die Grenze bringen wollen, z. B. Lebensmittel, darf nur in kleinen Mengen mitgenommen werden. Größere Vorratseinkäufe sind nicht möglich.

Das aufgeschlitzte Sofa

Dann erzählt Farouk uns die Geschichte von dem Sofa, die sich am Vortag ereignet hat. Er kaufte für seinen Cousin einen teuren Zwei-Sitzer im

Westjordanland. Um ihn über den Checkpoint zu bringen, hatte er sich bereits bei den zuständigen israelischen Behörden eine Genehmigung besorgt. Am Checkpoint angekommen, wollten ihn die Soldaten mit dem Sofa jedoch nicht durchlassen.

Nach endlosen Diskussionen rief einer der Soldaten schließlich die israelischen Behörden an, um nachzufragen, ob es mit der Genehmigung für das Sofa seine Richtigkeit habe. Der verantwortliche Offizier bestätigte dies. Wütend nahm der Soldat daraufhin ein Messer, schlitze das Sitzpolster auf und ließ Farouk dann mit dem beschädigten Sofa passieren. Die ganze Prozedur dauerte etwa vier Stunden.

Vor dem Bau der Trennungsanlage lebten die Einwohner von Jbarah hauptsächlich von Gemüseanbau und Hühnerzucht. Zehn Hühnerfarmen gab es im Ort, heute ist es noch eine. Sie gehört dem Bürgermeister; vier Mitarbeiter sind dort beschäftigt.



Ökumenische Begleiterin (re.) im Gespräch mit israelischer Siedlerin

Baustopp für die Schule

Die Schwierigkeiten beim Transport von Futter und Düngemittel über den Checkpoint und beim späteren Verkauf haben die lokale Wirtschaft nach dem Bau der Trennungsanlage fast völlig zum Erliegen gebracht. Die Arbeitslosigkeit ist hoch in Jbarah, nur fünf von 52 Familienvätern haben eine Arbeitsstelle außerhalb. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) unterstützt fünf besonders bedürftige Familien im Dorf.

Die eine erhielt Bienenstöcke, die anderen erhielten ein trächtiges Schaf bzw. ein Gewächshaus zum Anbau von Gurken. Jetzt kommen die Mitarbeiter des IKRK regelmäßig zur weiteren Unterstützung und Beratung der Projekte in Jbarah vorbei. Am Ortseingang, unweit des Checkpoints, kann man die Grundschule von Jbarah sehen, sie ist nicht fertig.

Vor einem Jahr verhängte die israelische Armee einen Baustopp, keiner kann sagen warum. Die rund hundert Kinder des Dorfes müssen seitdem



Foto: Iris Bildhauer

jeden Morgen mit Bussen über den Checkpoint zu Schulen in Nachbarorte fahren.

Sackgasse Seam Zone

Auch zwei Anordnungen zur Hauszerstörung wurden von der israelischen Armee erlassen. Betroffen sind Häuser am Rande von Jbarah.

Sie liegen in unmittelbarer Nähe einer militärischen Anlage und können jederzeit, ohne große vorherige Ankündigung, von der israelischen Armee abgerissen werden.

Im Oktober 2004 teilten die israelischen Behörden den Anwohnern mit, dass die Mauer verschoben werden solle, so dass Jbarah mit dem übrigen Westjordanland verbunden wäre. Erkennbare Schritte in diese Richtung gab es bisher nicht.

Insgesamt gibt es laut der israelischen Menschenrechtsorganisation B'tselem 17 palästinensische Dörfer, die in der Seam-Zone liegen, und das Schicksal von Jbarah teilen.

Iris Bildhauer



Iris Bildhauer (48) war von August bis November 2008 in Tulkarem im Einsatz. Sie hat Betriebswirtschaft studiert und arbeitet beim Internationalen Christlichen Friedensdienst EIRENE in Neuwied.



Morgendliches Gedränge im
Checkpoint von Bethlehem
Foto: U. Ruby

Bethlehems Checkpoint

am Sonntagmorgen

Mein erster Sonntagmorgen in Bethlehem beginnt um 4.30 Uhr mit dem Weg zum Checkpoint, dem israelischen Kontrollpunkt auf dem Weg von Bethlehem nach Jerusalem.

Knapp 15 Minuten Fußweg von unserer Wohnung aus, allerdings mit einem recht steilen Abschnitt – Bethlehem liegt im Gebirge. Orte, Felder, Olivenhaine: Alles ist terrassenförmig angelegt, der Straßenverlauf oftmals serpentinartig.

Zählen – eine wichtige Aufgabe

Um 4.45 Uhr erreichen wir den Checkpoint. Fünf Frauen und 789 Männer warten bereits. Das Zählen der Wartenden ist eine der Aufgaben bei der Beobachtung des Checkpoints. Wir haben dafür ein Zählgerät, das wir

möglichst unauffällig in der Jackentasche tragen. Pro Person ein Knopfdruck – aber dahinter steht jedes Mal ein Schicksal.

Die Menschenschlange ist auf makabre Weise übersichtlich: eingepfercht in einen etwa 130 Zentimeter schmalen Gang zwischen zwei festen, etwa zweieinhalb Meter hohen Metallzäunen. Da stehen die Menschen. Manche sitzen auf Wellpappe. Ab und zu haben sie aus einem Haufen Wellpappe ein Feuer gemacht.

Die Temperatur liegt wenige Grad über Null. Die ersten kommen schon Stunden vor Öffnung, um einen guten Platz zu ergattern.

Neben dem Gang gibt es einen zweiten, ebenso schmalen Pfad. Auf einer Seite ist er vom Metallzaun begrenzt, auf der anderen stehen die Betonteile der bis zu zehn Meter hohen Mauer.

Dieser Gang ist leer. Er ist der Ausgang des Checkpoints Richtung Bethlehem. Dort müssen am Abend alle durch, wenn sie von der Arbeit zurückkommen.

Vom leeren Gang aus können wir die Wartenden zählen. Eigentlich möchte ich die Menschen lieber anschauen und grüßen als zählen. Wenigstens wissen sie, dass wir hier sind, weil wir an ihrer Seite sein möchten, auch wenn uns der Zaun trennt.



Wartende am Checkpoint Bethlehem | Foto: M. Rambow

Hotline für „humanitäre Angelegenheiten“

Am Checkpoint sind wir zu zweit. Ein Teammitglied beobachtet und zählt von außen. Die/der Andere reiht sich in die Schlange ein und arbeitet sich so weit wie möglich vor, um den Weg durch den Checkpoint mitzugehen: die erste Sperre mit Vorzeigen des Passierscheins, der Arbeitserlaubnis für Jerusalem, dann Metalldetektoren, schließlich die Identitätsprüfung per Personalausweis und Scanner für Fingerabdrücke in dem riesigen Checkpoint-Gebäude.

Heute öffnet der Checkpoint überpünktlich um 4.50 Uhr. Zunächst werden einzelne Personen durchgelassen. Dann wird ein Mann abgewiesen.

Er kommt zurück, wiederum durch ein Drehkreuz, an uns vorbei. Wir fragen ihn, was los ist. Er weiß es nicht. Er zeigt uns seinen Passierschein. Der ist gültig.

Übernachtung in Israel verboten

Wir rufen eine Hotline an, die bei der israelischen Armee für „humanitäre Angelegenheiten“ zuständig ist. Wir erhalten zur Antwort: Ja, der Mann habe einen gültigen Passierschein, aber er sei zu früh da. Sein Passierschein sei erst ab 5.00 Uhr gültig. Er muss zurück, an das Ende der Warteschlange.

Ich biete an, ihn zu begleiten. Wir versuchen, die Wartenden zu überreden,



Friede sei mit dir – Schild am Checkpoint Bethlehem

dass sie ihn ein Stück weiter vorrücken lassen. Doch keiner lässt dem andern mehr den Vortritt. Als er wieder vorne bei uns vorbeikommt ist es 6.10 Uhr. Er war um 3.30 Uhr zu Hause aufgebrochen. Er erzählt mir, dass er in Hebron lebt – die reine Fahrzeit für die 28 Kilometer von Hebron bis Jerusalem betrage etwa 45 Minuten.

Insgesamt passieren an diesem Morgen rund 2.500 Menschen den Checkpoint, um mit ihrer Arbeitserlaubnis nach Jerusalem oder zu einem anderen Arbeitsort in Israel zu gelangen: Manche fahren täglich bis Tel Aviv oder Haifa.

Der Lärm des Checkpoints

Sie dürfen nicht in Israel übernachten, sondern müssen laut Passierschein bis 19 Uhr zurück am Checkpoint in Bethlehem sein. Am Ausgang hängt ein englisches Schild: „Wir wünschen einen sicheren und angenehmen Aufenthalt.“ Er spiegelt für mich israelische Ideologie: Je mehr Stacheldraht, je

mehr Mauer, desto sicherer, desto besser! Für wen? – frage ich mich.

Auf dem Rückweg zu unserer Wohnung höre ich mir 90 Sekunden Lärm an, die ich am Checkpoint aufgenommen habe. Jedes Mal, wenn vorn in der Schlange Bewegung entsteht, beginnt am Checkpoint ein unglaubliches Schieben und Drängeln. Begleitet häufig von heftigem Körpereinsatz, Rufen, Schreien, Brüllen. Auch aus Protest gegen Männer, die versuchen, durch ein Loch im Stacheldraht über den Metallzaun zu klettern.

Jetzt mischt sich der Lärm vom Checkpoint mit dem Klang der Kirchenglocken, die zum Gottesdienst in die evangelische Kirche von Bethlehem einladen. Zwischen Glockengeläut, Orgelmusik und einem warmherzigen Willkommensgruß von Pfarrer Mitri Raheb habe ich auch ohne meine Aufnahme immer den Geräuschpegel vom Checkpoint im Ohr.

Martin Rambow



Martin Rambow (62) arbeitete 35 Jahre als evangelischer Gemeindepfarrer.

Er war Mitbegründer der Friedensbewegung „Schwerter zu Pflugscharen“ in der DDR. Von Januar bis April 2009 lebte er als EA in Bethlehem.

„Bist Du verheiratet?“

Nach den allgemeinen Höflichkeitsfragen wie „Wie heißt Du?“ und „Woher kommst Du?“ möchte die 18jährige Huda wissen, ob ich verheiratet sei. Dabei reibt sie ihre Zeigefinger aneinander, um der Frage die nötige Anschaulichkeit zu verleihen. Eine im Nahen Osten typische Geste.

Eine Heirat im Flüchtlingslager

Huda selbst antwortet auf die Gegenfrage, sie werde im Sommer heiraten. Dies sagt sie nicht ohne Stolz. Sie setzt sich aufrecht hin und lächelt sanft in die Runde. Eine stolze, junge Frau sitzt mir da gegenüber,



Huda (li.) und ihre Freundin | Foto: S. Joshi

Etwas verlegen verneine ich, denn mir ist sehr wohl bewusst, dass besonders in diesem Kulturkreis eine Frau um einige Jahre früher heiratet als in europäischen Ländern.

Erst recht, wenn man aus dem Flüchtlingslager kommt wie Huda. Und so bin ich es bereits gewohnt bei diesem Thema auf bemitleidende Blicke zu stoßen und Allah's Segen für einen guten Mann und viele Kinder zu bekommen.

umgeben von ihren eifrig nickenden Freundinnen und Cousinen. Das ist DAS Thema: Heiraten und eine Familie gründen. Und in Hudas Fall: raus aus dem Flüchtlingslager.

Mein erster Tag in Tulkarem ist voller neuer Eindrücke, Informationen und Begegnungen, doch zum Glück werden wir als neues Team von unseren Vorgängern an die Hand genommen. Nach dem morgendlichen Besuch an

einem der Checkpoints von Tulkarem steht nun das Flüchtlingslager auf der Tagesordnung.

Das Flüchtlingslager Tulkarem, 1950 gegründet, beheimatet heute rund 18.000 Flüchtlinge in der dritten Generation auf engstem Raum. Einige der Älteren besitzen noch immer die Schlüssel zu ihren früheren Häusern, die sich meist in oder in der Umgebung der nur 17 km entfernten Städte Netanya oder Haifa befanden. An einem klaren Morgen ist es möglich, das Meer zu sehen.

Israelische Patrouillen trotz palästinensischer Verwaltung

„Geht nie alleine in das Flüchtlingslager, erst recht nicht, wenn es dunkel ist.“, klingt es mir in den Ohren. Während der zweiten Intifada ab 2000 fanden in Tulkarem heftige Kämpfe statt, viele Menschen wurden inhaftiert oder verloren ihr Leben. Besonders stark betroffen war das Flüchtlingslager Tulkarem, aus dem laut der israelischen Armee eine beachtliche Anzahl von Terroristen hervor ging.

Auch heutzutage patrouilliert die israelische Armee mehrmals wöchentlich nach 23 Uhr durch die Stadt und das Camp, obwohl das Gebiet unter palästinensischer Verwaltung steht. Gelegentlich kommt es dabei zu nächtlichen Verhaftungen von vermeintlich

Verdächtigen, die daraufhin für mindestens einige Tage in israelischen Gefängnissen verschwinden. Mit dieser ständigen Bedrohung im Nacken, einer Arbeitslosenrate von über 90% und den schlechten Lebensbedingungen im Flüchtlingslager ist der Wunsch, zu entfliehen, nicht weiter verwunderlich.

Dem Flüchtlingslager entfliehen

Huda ist eine der wenigen, die tatsächlich entfliehen kann. Sie wird ihren Cousin heiraten, eine hier durchaus übliche Praxis. Er lebt in Los Angeles und verdient gutes Geld. Doch bis auf einige wenige Telefonate kennt Huda ihren Zukünftigen nicht.

Im März wird Verlobung gefeiert, zu der sie mich herzlich einlädt. In den Sommermonaten, gleich nach der Hochzeit, fängt dann ein neues Leben für Huda an. Deshalb nimmt sie wöchentlich am Englischunterricht teil.

Nach der Englischstunde feiern wir alle gemeinsam den Abschied des alten Teams mit einer Hafla, arabisch für Party. Die Kursteilnehmerinnen haben Kuchen gekauft und Essen vorbereitet, und eine junge Frau vom Schönheitssalon nebenan dreht die Musik lauter, so dass wir alle den traditionellen palästinensischen Kreistanz, die Dabke, tanzen können.

Was erwartet Huda?

Ein junges Mädchen nimmt mich an die Hand und zeigt mir neue Tanzschritte. Die natürliche Herzlichkeit und Großzügigkeit der Frauen ist beeindruckend angesichts der offensichtlichen Armut im Flüchtlingslager. Sie lachen und tanzen, und für einige Momente scheint der triste Alltag außerhalb dieses Raumes vergessen. Nach einer Weile nutze ich die Gelegenheit und setze mich wieder zu Huda. Ich stelle ihr einige Fragen zu den Feierlichkeiten, zu ihrem Kleid und wie sie ihre Zukunft sieht. Sie freut sich, endlich die weite Welt kennen zu lernen und habe versucht, sich über ihre zukünftige Heimat zu informieren. Doch was sie genau erwarten werde, das wisse sie nicht.

Mich interessiert, wie Huda sich bei dem Gedanken, alles Bekannte zu verlassen, fühlt. Sie schaut sich rasch um, ob uns jemand zuhört, und antwortet leise, sie habe schon ein wenig Angst vor der Zukunft. Plötzlich weicht der stolze Gesichtsausdruck dem verunsicherten Lächeln einer 18jährigen. Sie wolle heiraten, sie wolle ein neues Leben jenseits des Flüchtlingslagers und sie sehne sich nach einer guten Zukunft, versichert mir Huda. Besser als im Flüchtlingslager wird es auf jeden Fall, meint sie. Ich sage nur „Inshalla“, so Gott will, und wünsche ihr alles Gute für die Zukunft.

Sapna Joshi



Sapna Joshi (28), ev. Theologin aus Berlin, war von Januar bis April 2009 für EAPPI im Einsatz in Tulkarem.

Izbat at-Tabib

Machtdemonstration durch Zerstörung?

Izbat at-Tabib ist ein Dorf mit 250 Einwohnern im Westjordanland. Fast alle Einwohner sind Flüchtlinge. Sie sind vor allem aus Orten jenseits der Trennungsanlage gekommen. Wegen der vielen Einschränkungen wollen sie nicht in dem Gebiet zwischen der Trennungsanlage und der Grünen Linie, der früheren „Grenze“ zwischen Israel und Palästina, leben.

Doch auch in Izbat at-Tabib ist das Leben nicht einfach. Akut sind 21 der 45 Häuser im Dorf von Abbruchverfügungen bedroht. Vom Zeitpunkt des Erlasses einer Abbruchverfügung durch die israelischen Behörden an kann ein Haus jederzeit abgerissen werden.

Kein Vertrauen zum obersten israelischen Gerichtshof

Eine Abbruchverfügung behält 30 Jahre lang ihre Gültigkeit. Das bedeutet, dass die Eigentümer eines vom Abbruch bedrohten Hauses bis zu 30 Jahre lang unter dieser Bedrohung leben. Selbst das Dorfgemeinschaftshaus mit Schule, dem Büro des Bürgermeisters, Räumen für den geplanten Kindergarten und Sanitätsraum ist vom Abbruch bedroht. Die Einwohner haben das Gemeinschaftshaus mit finanziellen Mitteln der Palästinens-

sischen Autonomiebehörde selbst gebaut. Nachdem die Abbruchverfügungen für die Wohnhäuser und das Dorfgemeinschaftshaus ergangen waren, haben sowohl die Gemeinde als auch alle betroffenen Einwohner vor Gericht erfolglos versucht, die Rücknahme der Abbruchverfügung zu erreichen.

Falls die Häuser von den Behörden tatsächlich abgebrochen werden, wissen die Menschen nicht, wo sie bleiben sollen. Sie erhalten keine staatliche Hilfe. Das Ziel der Maßnahme ist es, sie zum Verlassen des Ortes zu veranlassen.

Manipulation der Statistik

Einer der Einwohner sagte uns, er werde auf alle Fälle versuchen, zunächst in einem Zelt zu leben. Er wolle auf keinen Fall seinen Ort verlassen. Da er weder Land besitze, auf dem er ein neues Haus bauen könne (sein Landbesitz liegt auf der anderen Seite der Trennungsanlage), noch Geld für einen Neubau, habe er ohnehin keine andere Wahl.

Ein juristisches Vorgehen bis zum obersten israelischen Gerichtshof gegen die Abbruchverfügungen halten die Bewohner von Izbat at-Tabib nicht

für sinnvoll – lieber darauf hoffen, dass die Häuser nicht abgerissen werden, als eine Gerichtsentscheidung zu ihren Lasten, ist ihre Devise.

Abbruchverfügungen scheinen jedoch nur eine von mehreren Maßnahmen zu sein, die das Ziel haben, den Ort von der Landkarte zu tilgen. Eine weitere Maßnahme ist, dass Neugeborene von der zuständigen israelischen Zivilverwaltung nicht als Einwohner von Izbat at-Tabib, sondern der benachbarten größeren Gemeinde Azzoun, eingetragen werden. Das bedeutet, dass laut Einwohnerstatistik die Bevölkerung des Ortes im Laufe der Jahre abnimmt. Irgendwann werden in Izbat at-Tabib offiziell keine Menschen mehr leben. Die Einwohner befürchten, dass das zum Anlass genommen wird, den Ort tatsächlich räumen zu lassen.

Zehntausende Wohnungen zerstört

Zudem wurde den Einwohnern im vergangenen Jahr mitgeteilt, dass der Bau einer Straße geplant sei, um die Bewohner der jüdischen Siedlung Alfe Menashe an das israelische Verkehrsnetz anzubinden. Die Trasse der geplanten Straße werde durch Izbat at-Tabib verlaufen. Die Einwohner müssten daher in einiger Zeit den Ort verlassen. Sie sollten sich in Azzoun

niederlassen. Eine Unterkunft oder Hilfe bei der Suche danach wurden nicht angeboten.

Der Bürgermeister betont, trotz allem lasse man sich nicht entmutigen. Eigene Räume für einen Kindergarten und die Schule seien geplant, so dass die Räume, die dadurch im Dorfgemeinschaftshaus frei würden, von den Frauen im Ort für ihre Aktivitäten genutzt werden könnten. Außerdem gibt es Verhandlungen mit dem Gesundheitsministerium der Palästinensischen Autonomiebehörde, wöchentliche ärztliche Sprechstunden im Dorf einzurichten.

Bei Izbat at-Tabib handelt es sich um keinen Einzelfall. Nach Angaben des Israeli Committee Against House Demolitions (ICAHD) wurden zwischen 1967 und 2009 unter Aufsicht oder mit Hilfe der israelischen Streitkräfte und Polizei in den von Israel besetzten Gebieten im Westjordanland 23.535 palästinensische Wohnungen zerstört.

Macht der Besatzer

Der Berichterstatter der UN-Menschenrechtskommission John Dugard weist in seinem Bericht über die Lage der Menschenrechte in den seit 1967 von Israel besetzten Gebieten darauf

hin, dass Art. 53 der Vierten Genfer Konvention die Zerstörung von Privateigentum in besetzten Gebieten untersagt. Ausnahmen sind allenfalls im Rahmen militärisch notwendiger Operationen möglich.

Dennoch sei die Zerstörung von Häusern „ein ständiges Mittel der israelischen Besatzungspolitik“. Weiter führt der Berichterstatter aus, Hauszerstörungen würden häufig aus „administrativen“ Gründen vorgenommen, und zwar mit der Begründung, es lägen keine Baugenehmigungen vor.

Illegal errichtete Häuser in jüdischen Siedlungen würden dagegen nicht abgerissen. Tatsächlich würden Häuser von Palästinensern zerstört, um die Macht der Besatzer über die Besetzten zu demonstrieren. In diesem Zusammenhang weist der Berichterstatter auch darauf hin, dass das Verfahren für die Genehmigung von Neubauten langwierig ist und den Palästinensern kaum Baugenehmigungen erteilt werden.

All dies bedeutet für die Menschen, die in Izbat at-Tabib leben und dorthin geflohen sind, eine düstere Perspektive: 21 von 45 Häusern sind jederzeit vom Abbruch bedroht.

Götz Schindler



Götz Schindler war von Februar bis April 2009 in Jayyous im Einsatz.

Er war bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2007 im Bereich der Bildungs- und Hochschulforschung tätig. Er ist engagiert in der Kommunalpolitik und seiner Kirchengemeinde.

Hebron:

Siedlergewalt mitten in der Stadt

Unser Tag als ökumenische BegleiterInnen in Hebron beginnt mit unserer wichtigsten Aufgabe, dem „school run“. Wir begleiten palästinensische Kinder von Klasse 1 bis 10 auf ihrem Schulweg zu und von der Cordoba-Schule.

Hebron ist die einzige palästinensische Stadt im Westjordanland, wo sich israelische Siedlungen direkt in der Stadt befinden. 1500 israelische Soldaten sind zum Schutz der jüdischen Siedlergemeinde abkommandiert.

Wir gehen durch den Checkpoint 56, der den palästinensisch verwalteten Teil der Stadt mit dem israelisch kontrollierten Teil Hebrons verbindet. Diese Aufteilung ist eine Folge der Osloer Friedensabkommen in den 90er Jahren.



Graffiti in Hebron: „Vergast die Araber!“

Der Checkpoint ist für uns Routine geworden. Fast, denn die erste Frage ist: „Lassen die uns rein?“ Heute dürfen wir rein. Das ist gut. Wir laufen

die Shuhada-Straße hinunter bis zu einer baufälligen Treppe, die den Berg hinauf zur Cordoba-Schule führt.

„Höre nicht auf Dein Herz!“

Hier ist die nächste Frage: Kommen wir durch Checkpoint 55? Die israelischen Sicherheitskräfte werden nicht müde, uns darauf hinzuweisen, dass wir nichts weiter als Touristen seien, die jederzeit des Ortes verwiesen werden könnten. Nur dank ihrer großzügigen Haltung dürften wir die Kinder begleiten. Aber bitte schnurstracks in die Schule und zurück.

Im Fall von Übergriffen (meistens bedeutet das Steine werfende Siedlerkinder), rufen wir Ansprechpartner beim Internationalem Komitee vom Roten Kreuz und lokalen Organisationen an, machen Fotos. Heute haben wir Glück. Es bleibt ruhig.

Am Fuß der Treppe, die zur Schule führt, liegt der Teil der Shuhada-Straße, der für Palästinenser gesperrt ist. Checkpoint 55 stellt sicher, dass das Verbot auch eingehalten wird. Der Checkpoint sorgt für lange Umwege im Alltag. Die Shuhada-Straße verbindet den westlichen mit dem östlichen Teil der Stadt. An ihr liegen viele der Häuser der Siedler.

Zu Beginn der zweiten Intifada im Jahr

2000 wurde die Straße „versiegelt“. Die türkisblauen Türen der palästinensisch bewohnten Häuser rechts und links entlang der Straße sind nach wie vor verschweißt, von einigen Balkonen weht die israelische Flagge.

Die Besetzung palästinensischer Häuser gehört zur Strategie der Siedler. Oft brachen sie nachts in Ladengeschäfte ein, warfen alle Waren auf die Straße und erklärten, dies sei nun ihr Haus. Zu dieser Taktik gehört das Durchbrechen der Wände zum Nachbarhaus, auf diese Art und Weise besetzten sie einen Großteil der Straße.

Die Schulglocke läutet. Auf zur obligatorischen Tasse Tee mit Reem, der Rektorin der Cordoba-Schule. Reem trotz dieser im wahren Sinne des Wortes verrückten Situation mit ungebrochener Energie. Sie berichtet uns von einem Artikel, den sie über ihre Arbeit schreibt und warum sie ihn „Höre nicht auf Dein Herz!“ betitelt: In dieser Situation dürfe man nur überlegt handeln – in jedem Moment.



Hebron: EAs begleiten palästinensische Kinder auf dem Schulweg

Wand an Wand mit einer Siedlung

Wir machen uns zurück auf den Weg durch den Checkpoint in den alten Basar, vorbei an Obst- und Gemüseständen, unserem Lieblings-Restaurant und vielen Läden. Mit zunehmender Nähe zum Basar wechselt die Szenerie. Viele Läden wurden auch hier geschlossen. Das einst belebte kommerzielle Zentrum gleicht einer Geisterstadt. Auch der angrenzende Obst- und Gemüsemarkt, auf dem die Bauern der Umgebung ihre Waren anboten, wurde aus Sicherheitsgründen verboten.



Kontrolle in Hebron

Die Quenebes sind eine der Familien, nach deren Wohlbefinden wir uns regelmäßig erkundigen. Sie leben Wand an Wand mit einer Siedlung: Oft werfen die Nachbarn Steine, oder Unrat durch die Fenster oder gießen Wasser ins Haus der Familie.

Nach dem Frühstück werden wir wie immer genötigt, die Reste mitzunehmen. Schließlich verdienten wir kein Geld und hätten doch sicher später wieder Hunger. So ist das Leben in Hebron.

Kein Weg ohne Checkpoint, kein Alltag ohne tausend Hindernisse und ohne verweigerte Genehmigungen. Trotzdem verlieren die palästinensischen EinwohnerInnen Hebrons nie ihren Humor, ihre Nächstenliebe und ihren eisernen Willen weiterzumachen.

Eine Kugel ins Herz

Wir machen uns wieder auf den Weg. Bei der nächsten Straßensperre denken wir an den 14jährigen, der vor zwei Wochen ganz in der Nähe erschossen wurde. Er hatte bei einer Demonstration mit Steinen auf die Soldaten geworfen. Es scheint schon lange her. Niemand spricht mehr darüber, dass die Militärregeln vorschreiben, nicht mit scharfer Munition auf die obere Körperhälfte zu schießen. Die Kugel, die den Jungen traf, ging unter der Achsel hindurch direkt ins Herz.

Unser Weg führt uns weiter ins Wadi al-Hussein. Hier leben viele Familien in unmittelbarer Nähe zur jüdischen Siedlung Kiryat Arba mit mehreren tausend Einwohnern. Im Wadi wartet das nächste Glas Tee auf uns und fröhliches Plaudern mit den Frauen einer Familie, die Männer sind bei der Arbeit.

Langsam wird es Zeit für die zweite Hälfte des „school runs“. Wir laufen zurück, am „Haus des Friedens“ vorbei. Im März 2007 war es von Siedlerfamilien in Besitz genommen worden. Als das oberste Gericht Israels wegen ungeklärter Besitzverhältnisse gegen die zeitweiligen Bewohner entschied,



Susanne Baberg (35),
Diplom-Psychologin und
Friedensfachkraft aus Berlin,
war für EAPPI von Januar bis
April 2009 in Hebron.

verschanzten sich hier hunderte radikale Siedler. Seit der spektakulären Räumung im Dezember 2008 steht es leer.

Den Berg hinunter durch den Basar, zurück durch Checkpoint 56, an 55 vorbei zurück zur Cordoba-Schule. Wir verteilen uns auf dem Weg und warten, bis auch Reem die Schule verlässt. Ihre Energie ist ungebrochen, sie gibt uns ein strahlendes „Ma’assalama – Auf Wiedersehen!“ mit auf den Weg. Ich komme kurz ins Plaudern, sehe den skeptischen Soldatenblick von gegenüber und murmele Reems Mantra vor mich hin – hier zählt nur der Verstand. Auch an friedlichen Tagen gilt: „Höre nicht auf Dein Herz!“

Susanne Baberg | Fotos: K. Kühn

Jayyous

Chronik eines Armeeüberfalls

18. Februar 2009, vier Uhr früh. Ich bin gerade nach Hause gekommen. Ich bin in Jayyous, einem Dorf mit 4000 EinwohnerInnen im Nordwesten des Westjordanlands.

In dieser Nacht ist die israelische Armee in das Dorf einmarschiert und hat bis jetzt 15 Menschen festgenommen, die meisten von ihnen Minderjährige. Mein Nachbar Waleed rief mich vor einigen Stunden an, um mich zu warnen – er hielt sich auf dem Dach seines Hauses auf und beobachtete, was vor sich ging. Wie alle anderen Einwohner von Jayyous schläft er in dieser Nacht nicht mehr – er hat zu große Angst, dass die Soldaten in sein Haus eindringen, um ihn zu verhaften.

Ich ging mit meinem Kollegen auf die Straße. Dort waren sechs Jeeps und mehr als 20 Soldaten. Sie warfen Schallbomben. Sie drangen in Häuser in der Nachbarschaft ein und kamen mit Jungen heraus, denen sie die Augen verbunden hatten. Die Jungen mussten sich hinknien, mit dem Gesicht zur Wand. Dann wurden sie zu den gepanzerten Jeeps geführt.

„Berichte der Welt, was hier passiert.“

Die Soldaten weigerten sich, uns zu sagen, wohin die Jungen gebracht werden sollten. Sie weigerten sich auch, uns die durchsuchten Häuser betreten zu lassen. Wir versuchten zu fotografieren, aber als die Soldaten



Israelisches Militärfahrzeug mitten in Jayyous | Foto: G. Schindler

ihre Gewehre auf uns richteten und uns befahlen, zurückzugehen, gingen wir. Ich notierte mir die Nummern auf den Jeeps und rief einige Menschenrechtsorganisationen an. Es war nutzlos, auch sie sind machtlos.

Es ist Sonnenaufgang, der Gebetsruf des Muezzins vermischt sich mit den Lautsprecherdurchsagen, die eine Ausgangssperre verkünden. Waleed ruft mich nochmals an, sechs weitere Jeeps sind gerade in den Ort eingefahren. Die Soldaten durchsuchen weiter Häuser und verhaften Einwohner. Auch ein Krankenwagen der Armee ist vor Ort, aber wir wissen nicht, was passiert ist. Als ich Waleed frage, was ich tun kann, sagt er: „Berichte der Welt, was hier passiert.“

Eine neue Strategie

Sieben Uhr morgens. Nun hat die Armee 23 Menschen verhaftet. Die Soldaten dringen in alle Häuser ein und fotografieren die Bewohner mit ihren Ausweisen. Sie zeichnen das Innere der Häuser auf. Sie besetzen das Gebäude, in dem sich die Gemeindeverwaltung befindet. Es scheint, dass sie in den letzten Tagen eine neue Strategie verfolgen. Eine ähnliche Vorgehensweise wie in Jayyous haben sie auch schon in anderen Dörfern

des Westjordanlands angewendet. Es ist furchterregend, aus unmittelbarer Nähe zu beobachten, wie diese gemeine Besatzungsmaschinerie arbeitet.

Acht Uhr morgens: Leute, die neben der Schule wohnen, sagen, dass die Festgenommenen in das Schulgebäude gebracht werden. Mit meinem Kollegen gehe ich dorthin, um herauszufinden, was vor sich geht.

Eine Schule als militärisches Sperrgebiet

Zehn Uhr morgens: Es ist uns gelungen, das Schulgebäude zu betreten. Ich zähle neun Armee-Jeeps, zwei riesige „Humvee“-Jeeps und zwei Polizei-Jeeps – und es kommen immer noch weitere Jeeps. Ich kann die Soldaten nicht zählen, es sind zu viele. Soldaten kommen mit jungen Burschen, denen Handschellen angelegt wurden.

Ein Soldat erklärt mir, sie würden in der Schule verhört. Die Soldaten fordern uns auf, nach Hause zu gehen, dies sei militärisches Sperrgebiet. Wir verlangen, das entsprechende Dokument gezeigt zu bekommen. Wir haben das Recht, dies zu verlangen und die Soldaten wissen das. Ein Soldat ruft die Polizei, er beschlagnahmt unsere Pässe.

Wir befürchten, selber auch verhaftet zu werden. Wir stehen ungefähr eine Stunde vor der Schule und warten auf unsere Pässe. In dieser Zeit sehen wir etwa 20 Jugendliche ankommen, eskortiert von Soldaten. Wir können keine Informationen bekommen, wohin sie gebracht werden sollen.

Schließlich kommt die Polizei und zeigt uns ein Dokument in hebräischer Sprache, das auf den heutigen Tag datiert ist, mehr können wir nicht feststellen. Da wir es fotografieren dürfen, ist es vermutlich authentisch. Als sie uns diesmal auffordern, nach Hause zu gehen, diskutieren wir nicht länger und gehen. Mittlerweile sind mindestens 40 Leute festgenommen worden – wahrscheinlich sogar mehr, aber das ist schwer festzustellen.

18 Uhr: Die Jeeps fahren im Dorf umher, die israelischen Lautsprecher verkünden auf Arabisch, dass immer noch Ausgangssperre herrsche. An unserem Haus sehen wir Bulldozer vorbeifahren. Leute berichten, das Schulgebäude sei nun leer, einige Verhaftete seien freigelassen worden, andere seien nach Israel gebracht worden, ohne dass zu erfahren gewesen sei, wohin.

20 Uhr: Wir sehen die Nachbarn auf die Straße gehen. Die Ausgangssperre ist aufgehoben, aber nur bis 22 Uhr, danach soll die ganze Nacht wieder Ausgangssperre herrschen.

Keine Erleichterung

In der vergangenen Nacht haben die Soldaten in einem Teil des Dorfes jedes Haus betreten und alle Bewohner festgenommen. Wir sind besorgt, dass sie das jetzt fortsetzen und in die Häuser in unserer Nachbarschaft eindringen. Unsere Nachbarn sind erschöpft, keiner hat seit letzter Woche eine Nacht durchgeschlafen.

Am nächsten Morgen, neun Uhr. Jeder hat mit Angst auf die Rückkehr der Soldaten gewartet, aber es scheint, dass sie das Dorf verlassen haben. Die Straßen sind leer. Warum haben sie dann verkündet, die Ausgangssperre bleibe die ganze Nacht in Kraft? Möglicherweise, damit die Familien in Jayyous in dieser Nacht nicht schlafen. Um sie daran zu erinnern, dass sie unter Besetzung leben und was es bedeutet, jede Nacht mit der Furcht vor einer neuen Besetzung des Dorfes schlafen zu gehen.

Wir sind im Grunde nicht erleichtert, dass die Soldaten weg sind, denn es ist gerade einmal eine kleine Pause bis zum nächsten Mal. Und die Pause wird nicht lang sein. Morgen ist schon Freitag, und um die Demonstrationen gegen die israelische Trennungsanlage, die an jedem Freitag stattfinden, zu unterdrücken, schickt die Armee jede Woche viele Soldaten nach Jayyous.

Cindy Zahnd

Übersetzung: Götz Schindler



Cindy Zahnd hat soeben ihr Bachelor-Studium in Life Sciences in Lausanne abgeschlossen und will nun in Indien ein Master-Studium aufnehmen.

Während des Studiums war sie in einer studentischen Gruppe von Amnesty International aktiv.

Brücken bauen – das Projekt Tent of Nations

„Ein Land ohne Menschen ist nichts wert, und ein Volk ohne Land ist nichts wert.“ Das ist die Devise von Daoud Nassar und gleichzeitig eine Vision, die schon sein Großvater hatte. Dieser erwarb 1916 ein wunderschön gelegenes Stück Land mit einem weiten Blick über die umliegenden Hügel südlich von Bethlehem.

Während der Großvater von Daoud tagsüber mit seiner Familie Oliven, Weintrauben und Weizen anbaute und nachts in den Höhlen schlief, ist heute in einer der Höhlen Daoud's Büro untergebracht. Es ist der Mittelpunkt der palästinensischen Organisation „Tent of Nations“, die eine Vielzahl von Aktivitäten organisiert: Sommercamps für Kinder, Einsätze bei der Oliven- und Traubenernte und Weiterbildungskurse, beispielsweise für Frauen.

Jugend und Bäume

Daoud, ein intelligenter, aufgeschlossener Mann, setzt mit seinem Bruder das Werk seines verstorbenen Vaters fort. Er will mit seinem Projekt seinen Frust über die derzeitige Situation im Land „positiv“ lenken. Daoud möchte jungen Menschen wieder zu einem positiven Gefühl verhelfen, sowohl was ihre Zukunft, als auch was ihr Land und dessen Kultur anbelangt. Dabei

wendet er sich in allererster Linie an die palästinensische Jugend, aber auch an Jugendliche aus anderen Konfliktgebieten der Welt und gibt so Hilfen, Brücken der Verständigung zu bauen.

Das Anpflanzen und Pflegen von Bäumen soll ein Zeichen der Hoffnung und Solidarität für einen gerechten Frieden sein. In der ersten Hälfte des vergangenen Jahres ist es gelungen, mehr als 600 Bäume zu pflanzen. Ein Gewächshaus, in dem Tomaten und Gurken gedeihen, trägt ebenso zur Selbstversorgung bei wie die Tierfarm mit Hühnern, Ziegen und Kaninchen. Jeder Fleck soll bebaut werden, denn Daoud will nicht zulassen, dass unbebautes Land vom israelischen Staat konfisziert werden kann. Derartige Versuche gab es in der Vergangenheit schon.

Als 1991 die israelische Regierung das ganze Gebiet zu israelischem Staatsgebiet erklären wollte, widersetzte sich die Familie Nassar und brachte den Fall vor Gericht. Glücklicherweise hatte die Familie Dokumente, die nachweisen, dass das Land in Familienbesitz ist. Seit 17 Jahren besteht nun ein Rechtsstreit. Das Gericht vertagt Termine immer wieder. Möglich ist, dass die Akte eines Tages ohne großes Aufsehen geschlossen wird. Daoud jedenfalls ist zuversichtlich.



„Wir weigern uns Feinde zu sein“

Der israelische Staat ist jedoch nicht die einzige Bedrohung für Daoud und sein Projekt: Sein Grundbesitz liegt in der Nähe der Hauptverbindungsstraße zwischen Jerusalem und Hebron, umgeben von israelischen Siedlungen. Einen Hinweis auf sein Anwesen findet man an dieser Straße jedoch nicht. Diesen haben Siedler der benachbarten Siedlung „Neve Daniel“ zum wiederholten Male entfernt.

Über einen hügeligen Fußweg von 30 Minuten gelangt man zu Daoud's eingezäuntem Grundstück. Kurz bevor ich das Eingangstor mit meiner Teamkollegin passiere, fällt unser Blick auf einen großen Stein, auf dem in drei Sprachen steht: „Wir weigern uns Feinde zu sein“. Wir werden nachdenklich. So weit kann jemand gehen, dass er – umringt von Feinden – sagen kann: Wir wollen euch nicht als unsere Feinde betrachten?



Auf unseren fragenden Blick hin erzählt uns Daoud, dass kürzlich eine Frau aus der benachbarten Siedlung, die seit neun Jahren dort wohnt, mit ihnen Tee getrunken habe. Sie sei erstaunt darüber gewesen, dass Daoud und seine Familie ohne Wasser und Strom leben, während die Siedlung über Swimmingpools verfügt.

Ein „offener Scheck“ fürs Wegziehen

Nicht immer sind die Siedler jedoch so freundlich: Vor acht Jahren wollten sie eine Straße quer über das Land der Familie Nassar bauen. Daoud wehrte sich, indem er dort, wo die Siedler mit ihrem Straßenbau beginnen wollten, mit seinem Bruder Terrassen und Mauerchen anlegte, Olivenbäume pflanzte und so dem Vorhaben gewaltlos ein Ende setzte, untermauert durch einen gerichtlichen Beschluss.

Seit dieser Zeit haben die Siedler allerdings mit riesigen Felsblöcken den

Zufahrtsweg blockiert und Daoud muss seinen alten VW-Bus an diesen Steinen abstellen und weiter zu Fuß gehen, wenn er sein Grundstück erreichen will.

Sein Land liegt strategisch günstig und ist den Siedlern von Neve Daniel schon lange ein Dorn im Auge. Man hat ihm einen „offenen Scheck“ angeboten, damit er sein Land an sie verkauft. Er hätte sehr viel Geld nehmen und sich irgendwo in der Welt - weitab vom Krisengebiet – mit seiner Familie eine neue Existenz aufbauen können.

Daoud fühlt jedoch Verantwortung für sein Land und hängt an ihm. Ein Volk ohne Land wird keine Zukunft haben und auch ein Land ohne sein Volk wird keinen Bestand haben – davon ist er fest überzeugt, und das will er, mittlerweile Vater geworden, an die nachfolgenden Generationen weitergeben.

Text und Foto: Brigitta Schmitt

Möglichkeiten der Unterstützung für Tent Of Nations Abgesehen von finanzieller oder materieller Unterstützung können sowohl einzelne Personen als auch Gruppen mit einem freiwilligen Einsatz, tageweise oder auch länger durch praktische, handwerkliche Arbeiten das Tent of Nations unterstützen. Auch Freizeiten und Zeltlager sind auf dem Gelände willkommen.

*Nähere Informationen unter:
www.tentofnations.org*



Brigitta Schmitt (62) war von Ende August bis Ende November 2008 als ökumenische Begleiterin über pax christi ausgesandt und in Ostjerusalem eingesetzt.

In ihrer aktiven Zeit als Lehrerin an einer Berufsschule hat sie viele Jahre deutsch-israelische Jugendbegegnungen vorbereitet und geleitet. Sie lebt in Bonn und betätigt sich seit ihrer Pensionierung ehrenamtlich auf verschiedenen anderen Gebieten.

Abschied von Jayyous

Am vorletzten Samstag sah ich zum letzten Mal zurück auf diesen Ort, der in den vergangenen drei Monaten nicht nur mein Wohnort, sondern auch mein Zuhause geworden war. Und ich wusste, ich muss wiederkommen.

Oft habe ich mich gefragt, was es ist, das mich so berührt. Warum ich mich so verbunden fühle mit den Menschen. Sicherlich, die Freundlichkeit, mit der ich aufgenommen wurde, die Herzenswärme und unglaubliche Hilfsbereitschaft, der ich begegnet bin.

Zudem war die Zeit keine ruhige: die Angriffe auf Gaza, die Demonstrationen, die beiden jungen Männer, die

in Qalqiliya und Azzoun, in der unmittelbaren Nachbarschaft, ums Leben kamen und das zunehmend schärfer werdende Verhalten der Armee – auch in Jayyous.

Warum will ich zurück?

Gemeinsam erlebte schwere Zeiten schweißen zusammen. Trotzdem konnte dies nicht alles sein. Da war etwas, das ich nicht greifen, nicht erklären konnte, das mir unter die Haut ging. Hätte ich die Möglichkeit, morgen zurückzukehren, würde ich es tun. Darauf war ich nicht vorbereitet. Und ich versuche diese Gefühle, meine Gefühle, zu verstehen.

Oft habe ich von dem Wunsch der Leute gehört, Palästina zu verlassen. In einem Land ohne Besatzung, ohne Checkpoints und Ausgangssperren zu leben. In Frieden zu leben. Warum will ich unbedingt zurück? Denke ich oder wünsche ich mir, dass mein Beitrag für ein freies Palästina wirklich entscheidend sein kann?

Und wenn ich dazu beitragen möchte, ist es dafür nicht wichtiger, die Außenwelt, die Menschen in meinem Heimatland anzusprechen, ihnen eine Vorstellung davon zu geben, wie sehr die Menschen auf beiden Seiten unter der aktuellen Situation, unter der Besatzung leiden? Vielleicht. Trotzdem möchte ich zurück. Wobei



Israelische Soldaten schließen das Nordtor | Foto: C. Gocke



Zufahrt nach Jayyous von Westen | Foto: C. Gocke

ich mir meines Vorteils, jederzeit wieder gehen zu können, bewusst bin.

Auf einen Stein setzen

Ich freue mich schon jetzt unbändig auf den Tag, an dem ich wieder durch die Straßen von Jayyous gehe, den unzähligen ‚Hellos‘ der Kinder antworte, für einen Tee bei Naim Halt mache.

Dann weitergehe zu Amjad, um die Neuigkeiten aus dem Ort zu erfahren und seine Meinung zu den jüngsten Entwicklungen in Palästina. Um weiter in Richtung des südlichen Tors im Trennungsaun zu gehen und Abu Loays Familie zu begrüßen, sicherlich eine Einladung zum Mittagessen nicht ausschlagen könnend und wollend. Denn Saher kann nicht nur wunderbar kochen, sondern berührt mich auch

jedes Mal mit ihrer unglaublichen Warmherzigkeit.

Am Ende, nach all den Begrüßungen und Gesprächen, dem gemeinsamen Teetrinken, Maklube (arabisches Reisgericht) essen, dem Austausch von Neuigkeiten, der Begegnung mit all den mir so lieb gewordenen Menschen in Jayyous, werde ich weitergehen, am Tor vorbei, dem kleinen Pfad zwischen den Olivenbäumen folgen, um mich dort, abseits der Menschen, auf einen Stein zu setzen, auf Jayyous zu schauen und zu genießen, dass ich wieder da bin.

Kerstin Gollembiewski

Jayyous liegt im Westjordanland und ist durch die Trennungsanlage vom größten Teil seines Landes abgeschnitten.



Kerstin Gollembiewski (37) ist gelernte Schifffahrts-Kauffrau, zuletzt im Rahmen der Entwicklungs-Zusammenarbeit in Ruanda tätig. Die Hamburgerin war von November 2008 bis Januar 2009 für Peace Watch Switzerland in Jayyous, Westbank, und bildet sich nun zur „Peace and Conflict Consultant“ weiter.

Aus persönlicher Erfahrung

Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland

Oft, wenn wir wieder mal eine Schikane israelischer Soldaten erlebt haben, bitten uns Menschen aus Palästina, die der Situation hilflos ausgeliefert sind: „Berichtet darüber in Eurer Heimat!“

Die vielen kleinen bedrückenden Erlebnisse des Alltags in Palästina und Israel verlangen schon nach wenigen Tagen nach einem Ventil. Es ist paradox, dass wir einerseits seit Jahrzehnten mit dem Nahost-Konflikt leben und die Medien uns ständig „auf dem Laufenden“ halten. Dass wir andererseits aber, sobald wir in einem kleinen Palästinenserdorf im Schatten der israelischen Trennungsanlage leben, merken, dass wir keine Ahnung haben, wie der Alltag der Menschen in Palästina und Israel verläuft. Was es heißt, einen Bewegungsradius von wenigen Kilometern zu haben, überall Kontroll-Posten fürchten zu müssen, nicht auf das eigene Ackerland zu kommen, Passierscheine für Petitesse zu brauchen.

Die persönlichen Erlebnisse

Der innere Aufschrei richtet sich schnell in die Heimat: Seht auf diese Menschen! Auf dieses Land! Das Unwissen, das sich offenbart, das Unvermögen, sich alltägliche Besatzungspolitik vorstellen zu können,

möchte man Freunden, Verwandten, Bekannten daheim am liebsten sofort austreiben. Rund-Mails, Online-Tagebücher und Zeitungsberichte sind die ersten wichtigen Medien.

Die ökumenischen BegleiterInnen (EAs) verfügen schon nach wenigen Tagen über eine der stärksten Kräfte in den Medien: persönliche Erfahrung, persönliche Betroffenheit über Schicksale in einer der großen Tragödien der Gegenwart.

Personalisierung und Emotionalisierung, diese wichtigen Faktoren der Kommunikations-Gesellschaft, sind bei den EAs keine Effekt-Hascherei um

des medialen Erfolgs willen, sondern Folge davon, dass sie Unrechtspolitik hautnah erlebt haben.

Überraschtes Publikum

Viele BegleiterInnen kommen mit kritischen Fragen ins Konflikt geladene „Heilige Land“. Sie distanzieren sich zu Recht von Gewalt durch Palästinenser. Aber sehr bald stellt sich eine andere Frage: Wie ist es möglich, dass die Menschen, die in den von Israel geschaffenen Hochsicherheitstrakten in Gaza und den Enklaven im Westjordanland leben müssen, nicht viel mehr Gewalt ausüben? Dass diese Pulverfässer nicht viel häufiger in die Luft



gehen? Wir erleben während unseres Einsatzes viel Demut und Bescheidenheit. Von Palästinensern.

Wenn wir machtlos daneben stehen, wenn das Haus einer Familie zerstört wird, die Olivenbäume, Existenzgrundlage eines Bauern, ohne Recht ausgerissen werden, ist es schwer, den Gedanken an Gewalt und Rache nicht hochkommen zu lassen. Um wie viel schwerer ist das für die Palästinenser, deren Lebensschicksal mit einem einzigen derartigen Erlebnis besiegelt sein kann? Wir staunen darüber, bewundern, wie sie ihr Hab und Gut an sich nehmen, aufrechten Ganges und friedfertig das Schlachtfeld verlassen.

Das wollen wir zurück in Deutschland vermitteln: dass es Wunder gibt trotz scheinbar absoluter Hoffnungslosigkeit. In Pfarrgemeinden, Schulen, Vereinen werden wir eingeladen, um aus erster Hand zu berichten. Das große Staunen bei den Zuhörern lässt nicht lange auf sich warten.

Die Tatsache, dass willkürlich Land palästinensischer Bauern ohne irgendeine Kompensation – sei es in Form von Geld oder von Ersatzland – aus „Sicherheitsgründen“ konfisziert wird, ist für manche kaum zu glauben.

Zartes Pflänzchen

Mehr als Worte sagt oft ein Bild. Fotos von Menschen, denen etwas ganz Unglaubliches passiert ist – das dennoch Alltag ist. Die ökumenischen BegleiterInnen präsentieren ihre persönlichen Erfahrungen und Eindrücke. Sie schaffen eine wichtige Ergänzung zur Medien-Berichterstattung, die in Deutschland Israel gegenüber besonders vorsichtig und zurückhaltend ist.

Das Publikum ist meist sehr offen für diese neuen Blickwinkel auf den Konflikt. Manche erinnert das Leben in Palästina an totalitäre Staaten wie die DDR. Wir hoffen, dass so wie dort die Mauer am Ende unter dem Friedens- und Gemeinschaftswillen der Menschen zerbröselt.

Gerade weil die ökumenischen BegleiterInnen in Palästina und Israel nur ein zartes Pflänzchen christlicher friedvoller Präsenz in den besetzten Gebieten sind, ist es immer wieder bewegend, wenn sich Palästinenser dafür bedanken, dass wir zu ihnen kommen, sie unterstützen, ihnen zuhören und der Welt draußen über das Erlebte berichten.

Manfred Fritsch und Christoph Gocke



Manfred Fritsch ist Schiffbauingenieur im Ruhestand mit langjähriger Auslandserfahrung. Er war von Mai bis Juli 2008 über Pax Christi als ökumenischer Begleiter in Jayyous im Einsatz.



Christoph Gocke (46) ist Fernseh-Redakteur. Er war von November 2004 bis Februar 2005 in Jayyous im Einsatz.

Aktiv werden für Frieden im Nahen Osten!

Sie wollen sich informieren und sich engagieren?

Das Engagement für Frieden im Nahen Osten lebt von der Unterstützung vieler. Hier finden Sie einige Möglichkeiten, aktiv zu werden – als Einzelne/r, Gruppe oder Gemeinde

Unterstützen Sie die Arbeit palästinensischer und israelischer Friedensorganisationen!

Palästinensische und israelische FriedensaktivistInnen sind eine Minderheit in ihrer jeweiligen Gesellschaft. Ihr Engagement für Frieden und Verständigung mit der jeweils anderen Seite führt häufig zu Anfeindungen aus der eigenen Gesellschaft. Umso wichtiger ist die Unterstützung für lokale Friedens- und Menschenrechtsarbeit von außen.

Unterstützung kann auf vielen Ebenen erfolgen, z. B. Unterstützung von israel-

ischen Kriegsdienstverweigerern im Gefängnis durch Briefe an israelische Behörde oder durch Spenden an Friedensorganisationen.

Setzen Sie sich politisch ein für Frieden im Nahen Osten und ein Ende der israelischen Besatzung!

Setzen Sie sich für eine deutsche Nahostpolitik ein, die sich am Völkerrecht orientiert und die Verantwortung für die Rechte der Palästinenser übernimmt, z. B. durch die Beteiligung an einer Unterschriftenaktion (www.ippnw.de/aktiv_werden/kampagnen/nahostpolitik/index.html), durch Briefe an deutsche PolitikerInnen oder LeserInnenbriefe in Ihrer lokalen Zeitung.

Oder laden Sie ein Mitglied der Friedensbewegung, beispielsweise aus einer der EAPPI-Partnerorganisationen für einen Vortrag ein. Auf dass die Stimmen für Frieden im Nahen Osten unüberhörbar werden.

Leisten Sie materielle Unterstützung für PalästinenserInnen!

Die wirtschaftliche Lage in Palästina ist – vor allem auf Grund der israelischen Besatzung – dramatisch schlecht. Viele PalästinenserInnen können ihre Grundbedürfnisse – ausreichende Ernährung, Zugang zu Bildung und Gesundheit, um nur die wichtigsten zu nennen – nicht mehr aus eigener Kraft befriedigen. Unterstützung und Solidarität von außen sind auch hier wichtig. Diese können verschiedene Formen annehmen. Eine gute Möglichkeit ist beispielsweise der Kauf von fair gehandelten Produkten aus palästinensischer Produktion wie Olivenöl. Eine andere Möglichkeit sind Spenden an Organisationen wie z. B. Medico International (www.medico.de), die konkrete Projekte in Palästina fördern.

Und: Besuchen Sie Palästina und Israel!

Zum Weiterlesen:

Bücher:

- Rolf Verleger, Israels Irrweg. Eine jüdische Sicht, Köln 2009
- Johannes Zang, Unter der Oberfläche. Erlebtes aus Israel und Palästina, Berlin 2008
- Ilan Pappé, Die ethnische Säuberung Palästinas, Frankfurt 2007
- Idith Zertal und Akiva Eldar, Die Herren des Landes. Israel und die Siedlerbewegung seit 1967, München 2007
- Sumaya Farhat-Nasser, Disteln im Weinberg. Tagebuch aus Palästina, Basel 2007

Webseiten:

- www.eappi.org – Website von EAPPI
- www.diak.org/aktuell/home.html – Deutsch-israelischer Arbeitskreis für Frieden im Nahen Osten
- www.juedische-stimme.de – Jüdische Stimme für gerechten Frieden in Nahost
- www.ochaopt.org – Englische UN Website mit aktuelle Karten und Statistiken
- www.btselem.org – Englische Website der israelischen Menschenrechtsorganisation
- www.sabeel.org – Englische Website des ökumenischen befreiungstheologischen Zentrums in Jerusalem
- www.freegaza.de – Die Blockade beenden - Ein deutsches Schiff für Gaza

Das deutsche Netzwerk der ehemaligen Freiwilligen des Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel

Das deutsche Netzwerk der ehemaligen Freiwilligen des Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel wurde im Jahr 2005 gegründet. Es dient der Vernetzung der ehemaligen TeilnehmerInnen des Programms und der Durchführung gemeinsamer Aktivitäten zum Thema Israel und Palästina in Deutschland.

Ehemalige ökumenische BegleiterInnen stehen jederzeit gerne für Vorträge, Veranstaltungen und Interviews zur Arbeit des Begleitprogramms und der Lage vor Ort zur Verfügung.

Ebenso können wir Kontakte zu deutschen TeilnehmerInnen im Einsatz oder lokalen Organisationen vermitteln,

wenn Sie allein oder als Gruppe eine Reise nach Israel und/oder Palästina planen.

Website des Netzwerks:

www.eappi-netzwerk.de

kontakt@eappi-netzwerk.de



Foto: C. Kercher

Informationen für eine Teilnahme am Programm

Wer an einer Teilnahme am Programm interessiert ist, sollte folgende Bedingungen erfüllen:

- Mindestalter: 25 Jahre
- Psychische Belastbarkeit
- Kommunikative Kompetenz
- Bereitschaft, in einem internationalen Team und in Absprache mit den Verantwortlichen vor Ort zu leben und zu arbeiten
- Sehr gute Englischkenntnisse in Wort und Schrift
- Identifikation mit dem ökumenischen Programm und den Organisationen, die es in Deutschland tragen
- Kirchliches Umfeld und Kenntnisse der Ökumene
- Kenntnisse in der Entwicklungs-, Menschenrechts- oder Solidaritätsarbeit
- Regionalkenntnisse sind hilfreich
- Guter Umgang mit modernen Kommunikationsmitteln

Die Trägerorganisationen übernehmen die Kosten für Vorbereitungstraining, Reise, Unterkunft und Verpflegung.

Evangelisches Missionswerk in Südwestdeutschland (EMS)

Pfarrer Andreas Maurer

Tel: +49 (0) 711 | 636 78 -37

Mail: maurer@ems-online.org

www.ems-online.org

Berliner Missionswerk

Pfarrerinnen Almuth Nothnagle

Tel: +49 (0) 30 | 243 44 -196

Mail: a.nothnagle@bmw.ekbo.de

pax christi

Christiane Hoffmann, Generalsekretärin

Tel: +49 (0) 30 | 200 767 812

Mail: c.hoffmann@paxchristi.de

<http://www.paxchristi.de/nahost.infos.2/nahost.freiwillige.2/index.html>

Nationaler Koordinator EAPPI Deutschland

Owe Boersma

Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW)

Normannenweg 17-21 | 20537 Hamburg

Mail: owe.boersma@emw-d.de

Weitere Informationen

EAPPI | www.eappi.org

Evang. Missionswerk Deutschland | www.emw-d.de

Evangelischer Entwicklungsdienst | www.eed.de/eappi

Herausgeber Deutsches Netzwerk der ehemaligen Freiwilligen des Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel
www.eappi-netzwerk.de

Redaktion Christiane Gerstetter (viSdP), Christoph Gocke, Rudolph Hinz, Christian Kercher

Redaktionsadresse c/o Christiane Gerstetter, Weserstr. 178, 12045 Berlin, kontakt@eappi-netzwerk.de

Druck Druckerei Eckoldt, Ingelheim

Layout Mischa Zangi, Mainz

Auflage 3000 Exemplare

Die einzelnen Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion oder der Trägerorganisationen von EAPPI in Deutschland wieder. Alle Artikel wurden von der Redaktion bearbeitet und leicht gekürzt.

Wir bedanken uns beim Evangelischen Entwicklungsdienst Deutschland (EED) für die finanzielle Förderung dieses Hefts sowie bei Pax Christi für das Zurverfügungstellen eines Büros für die Redaktionssitzung. Artikel können unter Quellenangabe auf EAPPI und die AutorInnen frei genutzt werden. Wir erbitten ein Belegexemplar. © Mai 2009

Weitere Exemplare dieses Hefts können bestellt werden bei vertrieb@eed.de



عالمنا
مستهدفة
تدمير
ديكتاتور
الظلم

*Doch ist seine Hilfe nahe denen, die ihn fürchten,
dass in unserem Lande Ehre wohne;*

*Dass Güte und Treue einander begegnen,
Gerechtigkeit und Friede sich küssen;*

*Dass Treue auf der Erde wachse und
Gerechtigkeit vom Himmel schaue.*

[Psalm 85, Vers 10 - 12]

Ecumenical
Accompaniment
Programme
in Palestine
and Israel

